



STICHWORTE

MARBURG A-Z



Christoph Becker, Kathrin Bonacker

'68

Stichworte

Marburg A–Z



Christoph Becker  
Kathrin Bonacker

'68

STICHWORTE  
MARBURG A-Z

## IMPRESSUM

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dr. Christoph Becker, Dr. Kathrin Bonacker:  
'68. Marburg A–Z  
Marburger Stadtschriften zur Geschichte und  
Kultur, Band 110 Herausgegeben vom Magistrat  
der Universitätsstadt Marburg, Oberbürgermeister  
und Kulturdezernent Dr. Thomas Spies

Auslieferung durch den Rathaus-Verlag der Universitätsstadt Marburg,  
Markt 8, 2. Stock, 35037 Marburg, Telefon 06421 201-1346,  
Fax: 201-1560, E-Mail: [oeffentlichkeitsarbeit@marburg-stadt.de](mailto:oeffentlichkeitsarbeit@marburg-stadt.de)



[www.facebook.com/marburg.stadt](https://www.facebook.com/marburg.stadt)



[#klassekampf68](https://twitter.com/klassekampf68)

© 2018 Magistrat der Universitätsstadt Marburg

ISBN 978-3-942487-12-2

Projektleitung: Dr. Richard Laufner  
Mitarbeit: Laura Groddeck, Alexandra Hankel  
Gestaltung: Satzzentrale GbR, Marburg  
Gesetzt aus der Satero  
Druck: Beltz Bad Langensalza  
Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

## INHALT

<b>Vorwort</b> . . . . .	<b>9</b>
Abendroth, Wolfgang (1906–1985) . . . . .	13
AgF . . . . .	16
APO . . . . .	16
Apollo 8 . . . . .	17
ASO . . . . .	18
Benz, Ernst (1907–1978) . . . . .	19
„Blauer Bock“ . . . . .	21
Bücher . . . . .	21
Che . . . . .	24
Chemiefasern . . . . .	25
„Club Voltaire“ und „Schwarzer Walfisch“ . . . . .	26
Drogen . . . . .	28
Dutschke, Rudi (1940–1979) . . . . .	30
Ehe . . . . .	34
Ensslin, Gudrun (1940–1977) . . . . .	34
Farbfernsehen . . . . .	37
Film . . . . .	37
Flokati . . . . .	39
Flugblatt . . . . .	39
Frauenbewegung . . . . .	40
Gassmann, Georg (1910–1987) . . . . .	43
„Geheime Verführer“ . . . . .	44
„Hair“ . . . . .	46
Hippies . . . . .	47

Hochschulreform	48
Indien	51
Institutsbesetzungen	51
„Joli“ oder: Gotteslästerung in Marburg	53
Kennedy, Robert Francis (1925–1968) und King, Martin Luther (1929–1968)	55
Klarsfeld, Beate (*1939)	56
„Klasse Kampf – '68 erinnern“	57
Kolle, Oswald (1928–2010)	58
Kommune 1	58
Kuppelei	61
Lederjacken	63
Liedermacher	63
„Maaama!“	65
„Marburger Manifest“, Das	66
Meinhof, Ulrike (1934–1976)	69
Minirock	70
Notstandsgesetze	72
NS-Vergangenheit	74
Obermaier, Uschi (*1946)	77
Olympia 1968	79
Ordinarien	80
Osterunruhen	82
Paris, Mai '68	86
Pillenknicke	87
Pop Art	88
Prager Frühling	89
„Quartett im Bett“	91

RAF und Terrorismus . . . . .	92
Rock & Roll . . . . .	93
„Schlacht auf den Lahnbergen“, Die . . . . .	96
SDS. . . . .	101
Sit-in. . . . .	102
Teufel, Fritz (1943–2010) . . . . .	103
„Trau keinem über 30!“ . . . . .	105
Unrasiert . . . . .	107
Vietnamkrieg . . . . .	108
Weber-Kellermann, Ingeborg (1918–1993) . . . . .	110
Würger vom Marktplatz, Der . . . . .	111
X . . . . .	113
Yellow Submarine . . . . .	114
Yippies . . . . .	114
Zeitsprung-Schaufenster 1968–2018 . . . . .	117
„Zur Sache, Schätzchen“ . . . . .	117
Zweiter Juni (1967) . . . . .	119
<b>Zeitleiste . . . . .</b>	<b>121</b>
<b>Autor und Autorin . . . . .</b>	<b>128</b>



**VORWORT** „'68“ ist in Deutschland die Chiffre für eine besonders von der Studentenschaft getragene Jugend-, Protest- und Aufbruchsbewegung, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre die westlichen Gesellschaften erfasste und zum Teil nachhaltig veränderte. In den USA legt man sich dabei aber z.B. nicht auf ein bestimmtes Jahr fest, sondern spricht allgemeiner von den „Sixties“. Diese gesellschaftliche und kulturelle Bewegung war in Westdeutschland nur kurzfristig politisch – und zwar mit den Jahren 1967–69 und den Studentenunruhen als ihrem Herzstück. Die Themen, mit denen man sich dabei auseinandersetzte, waren (in unterschiedlicher Gewichtung und Konkretisierung): Die hochschulpolitische Mitbestimmung der Studierenden, die außerparlamentarische Opposition gegen die Notstandsgesetze, der Protest gegen den Vietnamkrieg, die Unterstützung der Befreiungsbewegungen der 3. Welt, die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, eine Abkehr von der hergebrachten Wohlstands- und Leistungsgesellschaft und eine Befreiung bzw. Veränderung des Individuums durch:

- antiautoritäre Erziehung, neue Formen des Zusammenlebens, Emanzipation der Frau, Änderung des Sexualverhaltens, Änderung des Konsum- und Informationsverhaltens und mitunter eine wie auch immer verstandene Bewusstseinsweiterung.

Symbolisiert und praktiziert wurde all dies u. a. in Form von:

- längerer Haar- und Barttracht, einer vom damaligen Bekleidungskodex deutlich abgesetzten Mode, einer plakativ veränderten Einstellung gegenüber Nacktheit, neuartigen Formen von Literatur, Musik, Kunst, Film, Theater, gesellschaftskritischer Theorie, alternativen und oft im Kollektiv betriebenen

Läden, Zeitungen, Verlagen, Buchhandlungen und vor allem: einer steigenden Toleranz gegenüber anders lebenden Minderheiten, wie z. B. Homosexuellen.

In der Universitätsstadt Marburg steht die zur Chiffre gewordene Jahreszahl zwangsläufig auch für die hochschulpolitischen Auseinandersetzungen um die Reform der Ordinarienuiversität und die Umsetzung der studentischen Mitbestimmung in den akademischen Gremien, wie sie das Hessische Hochschulgesetz schon seit 1966 forderte. Fünfzig Jahre später fällt es manchmal schwer, alles an dieser Auseinandersetzung nachzuvollziehen; sowohl die Verbissenheit, mit der die Professorenschaft nichts anderes als ihre Zweidrittelmehrheit zu verteidigen suchte, als auch die Selbstüberschätzung einer Protestbewegung, die sich so sehr im Recht fühlte, dass sie es schon deswegen nicht immer sein konnte. Am wenigsten die verbale Aufrüstung, mit der sich beide Seiten gegenüberstanden. Die Studierenden nahmen die Furcht ihrer Professoren vor einer von Weltanschauung statt von Wissenschaft geprägten Hochschule nicht ernst und interpretierten sie pauschal als den Widerstand einer nationalsozialistisch belasteten Generation. Die Professoren sprachen der Studentenschaft ebenso pauschal die Demokratiefähigkeit ab, weil die partout nicht so wählte, wie man es gern gesehen hätte und betrachtete sie als eine Art universeller marxistischer Kampfgruppe.

Eine politische Revolution fand allerdings weder statt, noch wurde sie – abgesehen von einer ebenso lautstarken wie gut organisierten Minderheit der Studierenden – auch nur angestrebt. Proteste und Demonstrationen richteten sich vielmehr überwiegend gegen die Erstarrung von Strukturen, in denen Demokratie

und Grundrechte zwar vorhanden waren, aber nicht gelebt wurden. Ja, auch in Marburg ging es gegen die Notstandsgesetze, die Nazivergangenheit und den Krieg der Amerikaner in Vietnam. Aber Spuren hat hier neben den vielen libertären und emanzipatorischen Entwicklungen, die damals auch in der kleinen Lahnstadt vorangetrieben wurden, eben besonders die Hochschulreform hinterlassen.

Die *revolutionäre* Bewegung von 1968 war zehn Jahre später im wirr verzweigten Delta linker Dogmatik versandet. Diverse politische Ideen von 1968 überlebten in der sozialliberalen Koalition der 1970er und der Friedens- und Ökologiebewegung der 1980er Jahre. Am nachhaltigsten aber wirkten die gesellschaftlichen Veränderungen, die 1968 angestoßen wurden – so sehr dass sie uns heute selbstverständlich vorkommen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Dass keinen Vermieter mehr interessiert, wer unter seinem Dach mit wem schläft, dass kein Gesetzgeber mehr so etwas wie einen Trauschein verlangt, wenn zwei oder mehr 18-jährige beschließen, ihre Frühstückseier von nun an gemeinsam zu kochen und dass selbst Eltern nicht mehr gefragt, sondern nur noch über die entsprechenden Zusammenhänge informiert werden, ist so normal wie die Schwerkraft geworden. Und das ist auch gut so.

(C.B.)



**ABENDROTH, WOLFGANG (1906-1985)** Die Wolfgang-Abendroth-Brücke, über die jeden Tag tausende Studierende aus der Kernstadt in die Mensa und zu den Geisteswissenschaftlichen Instituten gehen, hat eine Vorgeschichte, über die 1968 sogar der „SPIEGEL“ berichtete. Nach den Osterunruhen pinselte dort jemand die Worte „Abendroth Schreibtischmörder“ auf den Asphalt. Als der Philosophie-Ordinarius Wolfgang Wieland in der dadurch losgetretenen Debatte scheinbar kleinlaut sagte: „Manche Kollegen haben vor Abendroth und seiner organisierten Anhänger Angst“, konnte der Eindruck entstehen, der Politikwissenschaftler Abendroth stünde einer gewaltbereiten Mehrheit von Revolutionären an der Philipps-Universität vor. Aber keine Unterstellung ist falscher und perfider als diese.

Abendroth wurde 1928 aus der KPD ausgeschlossen, weil er die immer stärker werdenden Nationalsozialisten gemeinsam mit der SPD bekämpfen wollte. Er trat in die KPO (KPD-Opposition) ein, studierte Jura, flüchtete 1933 in die Schweiz, ging aber freiwillig nach Deutschland zurück, um den illegalen Widerstand zu organisieren. 1937 wurde er von der Gestapo verhaftet, gefoltert und zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Anschließend leistete er als „wehrunwürdiger Bewährungssoldat“ im Strafbataillon 999 und in Griechenland Militärdienst. Hier nahm er Kontakt zu griechischen Partisanen auf, mit denen er insgeheim zusammenarbeitete. Beim Abzug der deutschen Wehrmacht aus Griechenland desertierte er zur griechischen Untergrundarmee ELAS. 1945 geriet er in britische Kriegsgefangenschaft, trat noch im Gefangenlager in die SPD ein und ging nach einem kurzen Aufenthalt in Marburg in die Sowjetisch Besetzte Zone, um dort seine 1933

durch Berufsverbot unterbrochene juristische Ausbildung abzuschließen. In Jena erhielt Abendroth eine juristische Professur, musste im November 1948 aber wieder in den Westen fliehen, weil er als Gegner der Zwangsvereinigung von KPD und SPD sonst vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet worden wäre. Ende 1950 wurde er als erster Professor für Wissenschaftliche Politik nach Marburg berufen – gegen den Widerstand des konservativen Universitätssenats.

Widerwille war es auch, der Abendroth in Marburg entgegenschlug. Aufgrund ihrer geringen Größe bot die Lahnstadt ein Miniaturbild der Adenauer-Ära mit ihrem bürgerlichen Konservatismus und den immer noch virulenten faschistoiden Tendenzen. An der Philipps-Universität, vor allem der juristischen und den geisteswissenschaftlichen Fakultäten, waren viele ehemalige Nazis immer noch oder schon wieder in Amt und Würden. Der bekennende Antifaschist war deshalb vielen ein Dorn im Auge, denn man lief sich ja täglich über den Weg. Die Familie erhielt Drohbriefe, später auch Drohanrufe und die offene Beschimpfung als „Vaterlandsverräter“ gehörte noch zu den harmloseren Vorkommnissen. In manchen Geschäften wurde Frau Abendroth nicht bedient, selbst seine Kinder wurden auf dem Schulhof mit dem Unflat überhäuft, den ihre Mitschüler zuhause gehört haben mochten und wuchsen als „Outcasts“ auf. Einen der Nazi-Richter, die ihn als gefolterten Gestapohäftling zur Zuchthausstrafe verurteilt hatten, sah Abendroth auf einer Abendgesellschaft in Marburg wieder. Er war eben nicht nur der „Partisanenprofessor im Land der Mitläufer“ (Jürgen Habermas), sondern der „Partisanenprofessor in der Stadt der Täter“ (Wolfgang Wippermann).

Bei solchen Gelegenheiten trat dann mitunter auch zutage, dass Abenroth durch die Folgen von Folter und Haft ein körperlich kranker Mann war. Dies wurde aber von Familie und Freunden so diskret wie möglich behandelt, weil seine Gegner es sofort benutzt hätten, um ihre – auch im Hessischen Landtag angestregten – Bemühungen, Abendroth des Amtes zu entheben, *medizinisch* zu untermauern. Trotz aller Widrigkeiten veranstaltete Abendroth schon in den 50er Jahren Seminare zu dem Thema, das die ehemaligen Nazis unter den Professoren am meisten fürchteten: „Deutsche Universität und Drittes Reich“. „Damals“, so Abendroth, „waren die gemeinsam erarbeiteten Erkenntnisse für die Studenten allerdings noch abstrakt historische; sie behielten sie für sich. ... Ab Mitte der sechziger Jahre änderte sich die Situation: Vorlesungen und Seminare zu diesen Themen wurden plötzlich wesentlich stärker besucht. Die Studenten wurden neugierig auf die Vergangenheit ihrer eigenen akademischen Lehrer“.

Durch solche Lehrveranstaltungen und aufgrund der sich inzwischen etablierenden „Marburger Schule“, einer Richtung der Politikwissenschaft, die sich explizit auf die Lehren von Marx und Engels bezieht, wurde der wegen seiner Nähe zum SDS 1961 auch aus der SPD ausgeschlossene Abendroth zu einem der Vordenker der Studentenbewegung. Dennoch zog er aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen nach seiner Emeritierung 1972 sofort aus Marburg weg. Die Abendroth-Brücke erhielt ihren Namen 2003 auf Initiative des heutigen Marburger Oberbürgermeisters Thomas Spies und würdigt den in den 50er und 60er Jahren so umstrittenen Wissenschaftler als politischen „Brückenbauer“.

(C. B.)

**AGF** Die **Arbeitsgemeinschaft für gewerkschaftliche Fragen** war in den 1960er Jahren eine Studierendengruppe, die sich vor allem in der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit engagierte, aber auch versuchte, die Gewerkschaften im Hinblick auf einen sozialistischen Kurs zu beeinflussen. 1968 veranstaltete die AgF z.B. ein Go-in ins Marburger Gewerkschaftshaus, um den DGB-Kreisvorsitzenden von der Notwendigkeit des Widerstands gegen die **Notstandsgesetze** zu überzeugen. Durch die freundschaftlich-fördernden Kontakte der damaligen Marburger Gewerkschaftssekretärin Käte Dinnebier zur AgF gelang es immerhin, den Vorsitzenden davon abzuhalten, die Polizei zu rufen. Stattdessen setzten sich Gewerkschafter und Demonstranten bei Bier und Würstchen zusammen, um über die Notstandsgesetze zu diskutieren. (C.B.)

**APO** Am 29. Oktober 1966 zerbrach mitten in der Legislaturperiode des 5. Bundestages die Koalition von CDU und FDP und Kanzler Ludwig Erhardt hatte keine Mehrheit mehr. Daraufhin entschloss sich die SPD im Dezember 1966 zum Eintritt in eine Große Koalition unter Führung des neuen CDU-Bundeskanzlers Kurt-Georg Kiesinger. Unabhängig davon, dass dies viele SPD-Wähler als *Verrat* empfanden, existierte im Parlament damit eine über 90%ige Regierungsmehrheit ohne nennenswerte parlamentarische Opposition. Stattdessen bildete sich eine **Außer-Parlamentarische-Opposition**, die in der Großen Koalition eine Gefahr für die Demokratie sah, oder wie es der Marburger AStA-Vorsitzende Christoph Ehmann formulierte: „Zwei Parteien haben es geschafft, sich im Bewusstsein der Bevölkerung als der Staat selbst zu verankern.“

Die APO war keine Organisation, sondern eine Bewegung, die in der Erinnerung des damaligen Außenministers Willy Brandt „wesentlich von der unruhig gewordenen studentischen Jugend getragen wurde.“ Brandt war es auch, der im November 1968 vor der UNESCO sagte: „Verwunderlich ist es nicht, wenn junge Menschen aufbegehren gegen das Missverhältnis zwischen veralteten Strukturen und neuen Möglichkeiten. Wir müssen uns der Herausforderung stellen mit der Bereitschaft, uns selbst in Frage zu stellen und hinzuzulernen.“ Andere Politiker verschlossen dagegen die Augen vor der Tatsache, dass sich so viele junge Menschen nicht mehr durch das parlamentarische System der BRD repräsentiert fühlten und ihren Protest auf die Straße trugen. So erinnert sich Horst Ehmke, der 1968 einige Forderungen der APO auf dem Bundesparteitag der SPD thematisieren wollte, daran, dass ihm von Helmut Schmidt nur der Rat zuteil wurde, „sich wegen 300.000 Studenten mal keinen abzubrecken“. Diese Position wurde erst durch die Bildung der sozialliberalen Koalition 1969 und Willy Brandts berühmte Ankündigung „Wir wollen mehr Demokratie wagen“ obsolet, die viele Akteure der APO wieder in die parlamentarische Landschaft holte. (C. B.)

**APOLLO 8** Am 24. Dezember 1968 umkreisten erstmals drei Menschen den Mond und sahen aus einer Entfernung von 384.000 Kilometern die Erde als filigranen blauen Planeten in der endlosen Schwärze des Alls über einer toten Kraterlandschaft aufgehen. Um eine Weihnachtsbotschaft über ihre Eindrücke gebeten, entschieden sich die Astronauten für eine live übertragene Lesung aus der „Genesis“. Und als der damalige Navigator Jim

Lovell zwei Jahre später zum Kommandanten der Apollo 13-Mission ernannt wurde, zeigte sich, dass auch ein amerikanischer Kampfpilot so etwas wie ein 68er war. Jedenfalls gab er seinem Raumschiff den Namen „Odyssee“ (nach dem 1968 uraufgeführten Film „2001 – A Space Odyssey“) und nannte die Mondlandefähre, in der die Astronauten ihren berühmten Weltraumunfall („Houston, wir haben ein Problem!“) überlebten: „Aquarius“. So war also auch der Eröffnungssong des Musicals „Hair“ für einige Tage weltweit in aller Munde. Das Apollo-Programm mit der Mondlandung am 21. Juli 1969 gehört neben den Herzverpflanzungen Christiaan Barnards zu den Großtaten, die die 60er Jahre auch zu einem Jahrzehnt des technisch-wissenschaftlichen Triumphes machten. (C. B.)

**ASO** Die **Arbeitsgemeinschaft Sozialistische Opposition** wurde zwei Wochen nach Einrichtung der Großen Koalition in Bonn (1. Dezember 1966) im Soziologischen Institut der Philipps-Universität gegründet. Mitglieder waren nicht nur aber überwiegend Studierende, die zeitgleich auch im SDS, also einer reinen Studierendenorganisation eingeschrieben waren. Zwar zerfiel die ASO nur fünf Tage nach ihrer Gründung in einen sozialistischen (SDS) und einen radikaldemokratischen Teil, wurde aber in der Folge in Marburg doch so etwas wie der politische Arm der APO und trat im November 1968 sogar mit einer eigenen Liste zur Wahl des Marburger Stadtparlaments an. Allerdings scheiterte der Einzug ins Stadtparlament damals an der 5 %-Hürde. (C. B.)

**BENZ, ERNST (1907-1978)** Der Marburger Theologie-Ordinarius Ernst Benz galt in seinem Fach als ebenso fähiger wie unvoreingenommener, fast schon unorthodoxer Wissenschaftler, der sich auch gern interdisziplinären Themen widmete und für entsprechend viele Fragestellungen offen war. Gerade an seiner führenden Rolle beim Widerstand gegen die Hochschulreform und anhand der Angriffe, die ihm das von studentischer Seite eintrug, lassen sich die Gräben, aber auch die Missverständnisse aufzeigen, die zwischen den akademischen Parteien bestanden. Benz hatte den „Brief der 23“, also die Grundlage des späteren „Marburger Manifestes“ mitverfasst und sich am 26. Februar 1968 unter dem etwas dramatischen Titel „Ich kann nicht länger schweigen“ in der „WELT“ gegen die studentische Mitbestimmung in den akademischen Gremien ausgesprochen: „Wer könnte sich den Luxus leisten, hochqualifizierte und hochbezahlte Fachleute zu zwingen, ihre Sachentscheidungen über Forschungsaufgaben in zeitraubenden und endlosen Sitzungen mit einer großen Gruppe von weisungsgebundenen, nichtsachverständigen und nichtverantwortlichen Mitgliedern der Gremien zu diskutieren und womöglich von deren Urteil und von deren Pressionen abhängig zu machen?“

In einem überwiegend polemischen Gegenartikel in den „marburger blättern“ schreibt ein studentischer Redakteur, dieses idyllische Bild der Hochschulautonomie „entspricht einem ständischen Gesellschaftsbild, worin aufgrund elitärer Auslese Herrschaft sich ständig selbst reproduziert und in den Händen weniger bleibt. Kontrolle von unten findet nicht statt.“ Erst als die konkreten Vorschläge der Studierenden für eine neue

Universitätssatzung „permanent ohne jegliche Reaktion blieben, gingen sie auf die Straße, um sich Gehör zu verschaffen.“ Anschließend macht der Autor unter Bezugnahme auf Benz' Personalakte auch die allzu simple Gleichung auf, die das Verhältnis so vieler damaliger Studierender zu ihren konservativen Gegnern prägte: wer unbeschadet durch die Nazizeit gekommen ist, muss selbst Nazi gewesen sein (♦NS-Vergangenheit). Mit diesen Vorwürfen setzt sich dann aber wieder Professor Benz nicht inhaltlich auseinander, sondern beantragt wegen der illegalen Benutzung seiner Personalakte ein Disziplinarverfahren gegen den Studenten.

Mit Gegendarstellungen der Fakultät und erneut polemischen Erklärungen des *Bedauerns* von Seiten des „mb“-Redakteurs schaukelt sich der Streit immer weiter hoch. Anderthalb Jahre später kommt es dann zu den „Pressionen“, die Benz im Februar 1968 nur befürchtet hatte: Im Juni 1969 wendet er sich in einem Schreiben an alle Mitglieder des Lehrkörpers der Philipps-Universität und berichtet, wie ihm eine zehn Mann starke Delegation des mittlerweile eingerichteten und vom ♦SDS dominierten studentischen Fachschaftsrates „konkrete Aktionen ... in Gestalt von Sprengungen meiner Vorlesungen und Störungen meiner Seminare“ androhte, ohne dass das Direktorium der Philipps-Universität auf sein Hilfersuchen gegen diese Form der Nötigung reagiert habe. Womöglich war es dieser Zusammenhang, in dem es sogar zu einem Einbruch in die Privatwohnung von Benz kam, bei dem die unbekanntenen Eindringlinge mit roter Farbe die Worte „Sie Schwein“ auf den Schreibtisch des Theologieprofessors schmierten.

Die primitive Gleichsetzung von konservativen Gegnern der Hochschulreform mit ehemaligen Nazis scheint also auch bei manch radikalen Studierenden eine Art von politischem Aktivismus freigesetzt zu haben, der sie die eigenen Widersprüche nicht mehr erkennen ließ. Ernst Benz zumindest nahm es mit Galgenhumor: immerhin wären die Einbrecher so höflich geblieben, „Sie“ Schwein zu schreiben ... (C. B.)

**„BLAUER BOCK“** Alle sechs Wochen gab es am Samstag nachmittags bei der Oma Opern- und Operettenmelodien launig kommentiert und mit wilden Kalauern gewürzt: „Zum blauen Bock“ war von 1957 bis 1987 eine der beliebtesten hessischen Fernsehsendungen. Die 90-minütige Musik- und Unterhaltungsshow, in wechselnden Städten und immer mit lokalem Anschluss produziert, wurde ab 1966 von Heinz Schenk und Lia Wöhr moderiert – ab 1967 sogar in Farbe (♦Farbfernsehen). Schenk war ab 1968 Geschäftsführer der Show und trat ab diesem Zeitpunkt im Trachtenanzug auf. Der wichtigste Gegenstand der Sendung war ein „Bembel“ (Apfelweinkrug), den jeder Gast zum Abschied mitbekam. In Marburg machte die Show auch Station: 1971 (in Cappel) und 1986 (auf dem Richtsberg). (K. B.)

**BÜCHER** „68“ war eine Zeit exzessiver Lektüre und zumindest der Besitz der „Blauen Bände“ also von „MEW“ (Marx/Engels/Werke) war in den entsprechenden Kreisen einfach ein *Muss*. Gretchen Dutschke erinnert sich, dass ihr Mann ♦Rudi Dutschke morgens eine Aktentasche mit Büchern vollpackte, die „er möglicherweise im Laufe des Tages brauchen konnte. Die Tasche war so schwer, daß ein normaler

Mensch sie kaum mehr als ein paar Minuten schleppen konnte.“ Er studierte dabei auch Theoretiker jenseits der marxistischen Orthodoxie: Ernst Bloch, Leszek Kolakowsky, Walter Benjamin, die Frühschriften von Marx oder die Werke Leo Trotzki. Diese Bücher existierten in Ausgaben aus den 20er und frühen 30er Jahren, die aber selten waren. Zu gründlich hatten Nazis und SED sie vernichtet, sekretiert und Neuauflagen verhindert. Eine ganze Generation linker Studierender pilgerte darum nach Zürich, wo der Buchhändler Theo Pinkus die auf seiner aus Berlin geretteten Privatbibliothek basierende, um die 30.000 Bände umfassende „Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ aufgebaut hatte.

Eine andere Art der Neuauflage waren die Raubdrucke, die z. B. die **♦**Kommune 1 von den Werken Wilhelm Reichs anfertigte. „Die Funktion des Orgasmus“ oder „Massenpsychologie des Faschismus“ wurden *Underground-Bestseller*, während „Die sexuelle Revolution“ (von 1966) einer ganzen Bewegung den Namen gab. 1968 waren die Kommunarden Rainer Langhans und **♦**Fritz Teufel sogar mit einem Dokumentarband über ihre Prozesse namens „Klau mich!“ auf der Frankfurter Buchmesse vertreten. Der Titel war Programm: Das Bücherklauen war unter den Studierenden eine Art Volkssport und galt als Kavaliersdelikt, jedenfalls solange nur bürgerliche Buchhandlungen betroffen waren. Kaum öffneten die ersten linken Buchladen-Kollektive ihre Türen (in Marburg z. B. im Herbst 1969 am Kilian) wurden erregte Diskussionen darüber geführt, ob diese Art der intellektuellen Beschaffungskriminalität nicht konterrevolutionär sei.

Neben politischer Literatur standen vor allem Werke der Psychoanalyse jenseits von Freud hoch im Kurs: Herbert Marcuses

„Der eindimensionale Mensch“ (dt. 1967), Erich Fromms „Die Revolution der Hoffnung“, C.G. Jungs „Der Mensch und seine Symbole“ oder Ernest Bornemanns „Lexikon der Liebe. Materialien zur Sexualwissenschaft“ (alle 1968). Wer ganz vorne dran und des Englischen mächtig war, ließ sich 1968 auch schon von Carlos Castaneda in „The Teachings of Don Juan“ einweihen. Spätestens dann konnte man natürlich die betuliche literarische und psychologische Aufarbeitung des Faschismus' in Siegfried Lenz' „Deutschstunde“ (1968) nur noch als „Alibi im Überbau“ belächeln und mit Hans Magnus Enzensberger im „Kursbuch“ vom November 1968 den „Tod der Literatur“ verkünden.

Gegen die Bestseller von 1968, Eric Malpass' „Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung“, Erich von Dänikens „Erinnerungen an die Zukunft“ oder diverse Simmels und Konsaliks konnte die Literatur Jurek Beckers („Jakob der Lügner“, 1968), Horst Bieneks („Die Zelle“, 1968) oder Christa Wolfs („Nachdenken über Christa T.“, 1968) ohnehin nur einen vergleichsweise kleinen Markt erreichen, vom Lyrikband „Mit Marx- und Engelszungen“ (1968) eines gewissen Wolf Biermann gar nicht zu reden. (C.B.)

**CHE** Der Argentinier Ernesto Guevara de la Serna (1928–1967) genannt „Che“ (etwa: „Spezi“), hatte als junger Mann ganz Lateinamerika bereist und war darüber nach seinem Medizinstudium zum kommunistischen Revolutionär geworden. Zusammen mit Fidel Castro begann und gewann er 1956–58 den Guerillakrieg in Kuba und bekleidete in Castros Revolutionsregierung einen Ministerposten. Den gab er aber 1965 frustriert (auch über die Politik der Sowjetunion in der Dritten Welt) wieder auf und ging daran, die kubanische Revolution in der ganzen Welt zu verbreiten. Einen Versuch im Kongo brach er schon bald wieder ab und baute in Bolivien eine kleine Guerilla-Armee auf. Sein Verzicht auf die schon errungene politische Macht zugunsten des bewaffneten Kampfes in den ärmsten Ländern der Welt machte ihn zur romantischen Heldenfigur einer ganzen Generation linksorientierter Jugendlicher. Sein Mitstreiter, der französische Journalist Régis Debray nannte ihn gar „den säkularisierten Jesus Christus, den bewaffneten Messias der Dritten Welt“. Konkret war es mit dem Guerillakampf allerdings nicht weit her: Unterstützt von der CIA brachte die bolivianische Armee Guevaras kleine Truppe schon bald zur Strecke – und erschoss den in Gefangenschaft geratenen Anführer am 9. Oktober 1967. Was daraufhin geschah, kann man auch einen Krieg der Bilder nennen: „Ches“ charismatisches Porträt wurde seit 1967 auf Demonstrationen in der ganzen Welt als Transparent mitgeführt, die Fotos seiner misshandelten Leiche von der CIA bewusst dagegengestellt. Darüber gerieten seine eigentlichen Ziele bald so weit in Vergessenheit, dass sogar die Flugzeugentführer von Mogadischu ihn 1977 als *Posterboy* auf ihren extra bedruckten T-Shirts trugen. (C.B.)

**CHEMIEFASERN** 1968 hatte die Chemiefaser in Textilien Hochkonjunktur. Neue Herstellungsverfahren ermöglichten die Produktion von Kleidungsstücken und Haushaltswäschestücken, die maschinenwaschbar, bügelfrei und schnelltrocknend die Bedürfnisse nach mehr Freizeit zu befriedigen versprachen.

Die Polyamidfasern „Perlon“ und „Nylon“ dienten schon länger als extra leichte Stoffe zum Beispiel im Bereich der Strumpfwaren, Unterwäsche und Kittelschürzen (in der DDR hieß es „Dederon“). 1968 stand „Nylon 66“ so hoch im Kurs, dass es zu Lieferengpässen kam. Das Polyacryl-Produkt „Dralon“ (oder auch „Orlon“) kam vor allem für flauschigere Textilien wie Rollkragenpullis, warme Unterwäsche oder Decken in den Einsatz, es ist weich und leicht, läßt sich manchmal ein bisschen elektrisch auf und knistert dann. „Diolen“ und „Trevira“ waren dagegen schwerere Polyesterfaser-Gewebe, die vor allem für glatte Oberbekleidung benutzt wurden, „Vistram“ hieß abwaschbares, kunststoffbeschichtetes Baumwollmaterial, das häufig für Kinderkleidung herhielt. Diese Beschichtung ließ sich aus Kindersicht nach ein bisschen Beanspruchung wunderbar abknibbeln ...

Wer strickte oder häkelte, konnte nun stark farbige Strumpfwolle kaufen, die auch eine Waschmaschinenwäsche aushielt ohne einzulaufen. Allerdings – und das ließ sich unschwer am spezifischen Schweißgeruch erkennen – waren die glatten und glänzenden Stoffe nicht sonderlich atmungsaktiv und die ehemals reinweißen Textilien gilbten recht schnell nach. (K. B.)

## „CLUB VOLTAIRE“ UND „SCHWARZER WALFISCH“

Der „Schwarze Walfisch“ war eine Studentenkneipe am Pilgrimstein, die auch als *Schaltzentrale* der politisch linken Studentenschaft galt. Viele damalige Akteure erinnern das Wirtsehepaar Schönebeck und insbesondere den Kellner Uli als „etwas skurril“. Beliebt war der „Wal“, weil man neben der politischen Diskussion hier auch ganz klassisch Skat dreschen konnte. Irgendwann im Mai 1967 machte Uli jedoch den Fehler, den Studierenden das Singen des Arbeiterkampfliedes „Internationale“ lautstark zu verbieten. Er entschuldigte sich später damit, dass der Gesang ihn an eine Verbindungskneipe erinnert habe, „dann müsse er einfach schreien“. Aber die Studierenden waren doch kurzzeitig verstimmt. Und sie hatten eine Alternative.

Im ehemaligen Straßenbahndepot am Wilhelmsplatz hatten SDS und ASO ein „Sozialistisches Zentrum“ eingerichtet, das in Anlehnung an das berühmte gleichnamige Etablissement in Frankfurt „Club Voltaire“ genannt wurde. Ausrangierte Kinossessel längs der Wände sorgten für frühe Jugendzentrum-Atmosphäre, ein meterhohes Spruchband mit der Aufschrift: FORTSCHRITT ZUM SOZIALISMUS ODER UNTERGANG IN BARBAREI für den weltanschaulichen Touch. Das Angebot an Trinkbarem lag mit Bier (1 DM) und Cola (50 Pf.) zwar deutlich unter dem des „Schwarzen Walfischs“, aber dafür gab es im „Club“ ein studentisch organisiertes Kulturprogramm und eine „altväterliche Druckpresse“ (Oberhessische Presse), auf der man die in oft erregten Debatten erarbeiteten Standpunkte sogleich in Flugblattform bringen konnte.

Im Juli 1968 hatte die Humanistische-Studenten-Union z. B. im „Club Voltaire“ 40.000 Flugblätter zum Thema Empfängnis-

verhütung gedruckt, die eigentlich nur für den *studentischen Gebrauch* gedacht waren. Allerdings tauchte das Flugblatt auch in einem Darmstädter Mädchengymnasium auf und fand das Interesse einiger Schülerinnen. Deren Eltern sahen damit den Tatbestand der Verbreitung unzüchtiger Schriften erfüllt und erstatteten Anzeige gegen die Urheber. Dass auch die ASO humorlos sein konnte, zeigte sie schon wenige Wochen nach der Eröffnung des Clubs, als sie den Urheber eines ein klein wenig launigen Artikels über das Etablissement in den „marburger blättern“ „ohne Gegenstimmen“ aufforderte, aus der ASO auszutreten.

Heute weisen am Wilhelmsplatz nur noch einige im Boden verbliebene Straßenbahnschienen des ehemaligen S-Bahn-Depots auf das Gebäude Ockershäuser Allee 1a hin, in dem der „Club Voltaire“ sich befand. Wo der ebenso berühmte „Schwarze Walfisch“ war, zeigt dagegen immer noch die entsprechende Aufschrift am Gebäude Pilgrimstein/Biegeneck an. (C. B.)

**DROGEN** Von den 500 Millionen „Reval“, 200 Millionen „Roth-Händle“ und 11 Millionen „Gauloises“, also all den filterlosen Zigaretten, die in der BRD 1968 jeden Monat in Rauch aufgelöst wurden, soll hier nicht die Rede sein. Denn diese von Studierenden bevorzugten Marken „für Individualisten und Konsumkritiker“ rangierten, verglichen mit den *gesunden* Filterzigaretten der Marktriesen „HB“, „Ernte 23“ und „Peter Stuyvesant“, unter ferner liefen. „Camel“ und „Marlboro“ traten erst 1969 an, und selbst gedreht wurde in großem Maßstab erst ab dem 1. September 1972, als eine Steuererhöhung die Fertizigaretten um 29 % verteuerte. Diejenigen Rauchmittel, die besser rochen aber mieser aussahen, wurden allerdings schon 1968 selbst gedreht.

Der rituelle Cannabiskonsum durch *Haschen* fand damals hauptsächlich unter Gymnasiast/innen und Studierenden aus dem gehobenen bürgerlichen Milieu statt, während man das Experimentieren mit härteren und synthetischen Drogen eher den Unterprivilegierten und Aussteigern (♥Hippies), aber eben auch den Rockstars (♥Rock & Roll) überließ. In beiden Szenen wurde der Drogenkonsum ideologisch zur Bewusstseinsweiterung überhöht. Zwar war dieser Gedanke – vgl. den Kokainkonsum in den 1920er Jahren – nicht wirklich neu, etablierte aber um 1968 eine ganze Drogenkultur. Begonnen hatte dieser Prozess allerdings schon vier Jahre früher.

Im Juni 1964 bricht der Schriftsteller Ken Kesey („*Einer flog über das Kuckucksnest*“) mit den „Merry Pranksters“, einer lockeren Gruppe von Filmemachern, Künstlern und solchen, die es sein wollen, in einem ehemaligen Schulbus (also auch in der aufklärerischen Tradition der antirassistischen „Freedom Riders“

der Bürgerrechtsbewegung) zu einer Tour quer durch die USA auf. Ziel war es, die synthetische Droge Lysergsäurediethylamid, kurz: LSD, populär zu machen. Da LSD in den USA noch nicht verboten war, veranstalteten sie überall so genannte *Acid-Tests*, bei denen sich jedermann (selbst Kinder!) von der bewusstseinsweiternden Qualität der Modedroge überzeugen konnte. Als dann am 6. Oktober 1966 doch ein Verbot ausgesprochen wurde, waren es die berühmten sechs Worte des *Drogenpapstes* Timothy Leary (14. Januar 1967, am Rande einer Demonstration): „Turn on, tune in, drop out“, die „Gras“, Marihuana, verschiedenfarbige „Afghanen“ und eben LSD zu einem auch politisch überformten, rituell ausgeprägten und mit eigener Geheimsprache versehenen Submythos der globalen Jugendbewegung machten.

Erst durch die gesetzlichen Verbote wurde der Drogenkonsum zu einem trotzig betriebenen *Räuber-und-Gendarm-Spiel*, erhielt also einen zusätzlichen revolutionären Kick. Sie erleichterten aber auch die polizeiliche Verfolgung und juristische Sanktionierung eines Lebensstils. Das mussten selbst die Rolling Stones am eigenen Leib erfahren. Mick Jagger und Keith Richards wurden im Sommer 1967 jedenfalls wegen gerade mal vier Amphetamin-Pillen in Handschellen vor Gericht gestellt. Auch der Richter der zweiten Instanz, der sie schließlich aus einwöchiger Haft entließ, sagte ihnen noch, sie dürften sich wegen des schlechten Beispiels, das sie ihren jugendlichen Fans böten, nicht wundern, wenn sie härter behandelt würden als normale Kriminelle.

Die Stones zogen bekanntlich sehr bald ins liberalere Frankreich, aber die harschen Drogengesetze waren und sind noch immer weniger gegen den eigentlichen Drogenkonsum als vielmehr

gegen eine staatlicherseits fast zwangsneurotisch dahinter vermutete Gesinnung gerichtet. Janis Joplin, Jimi Hendrix und Jim Morrison wiesen der Jugendbewegung Anfang der 70er auch den Weg in den Drogentod. Aber existiert denn ein Gesetz, das es Alkoholikern verbietet, sich zu Tode zu trinken? Das berühmte Motto „Sex and Drugs and Rock & Roll“ wurde jedenfalls in den 80ern politisch korrekt zu „Sex and *Drums* and Rock & Roll“ umgewandelt und in den neuen Bundesländern verstand man es – mündlich weitergegeben – Anfang der 90er gelegentlich auch einfach falsch: „Sex und Rock & Roll okay, aber was haben LKWs damit zu tun?“. (C. B.)

**DUTSCHKE, RUDI (1940-1979)** stammte aus der DDR, ging jedoch als Gegner des orthodoxen DDR-Marxismus noch vor dem Mauerbau nach Westberlin, um Soziologie und Politologie zu studieren. Er stand zunächst im Lager der „Subversiven Aktion“, einer losen Verbindung von Studierenden und Künstler/innen, die Politik und sozialistische Revolution eher durch Happenings verwirklichen wollte und später in der ♦Kommune 1 aufging. 1965 trat Dutschke jedoch in den ♦SDS ein und etablierte dort eine unorthodox-marxistische Fraktion, die sich selbst auch „antiautoritär“ nannte. Zu einer Konfrontation mit dem marxistisch-orthodoxen, KPD- und DDR-nahen Flügel des SDS, dem Dutschke als DDR-Flüchtling natürlich suspekt war, kam es 1966. Um einen stärkeren Einfluss dieser proletarisch-traditionellen Richtung auf die Gesamtorganisation zu gewährleisten, hatte der orthodoxe Marburger SDS ein entsprechendes Schulungsprogramm für SDS-Funktionäre entworfen. Dutschke, der sich wegen

Verwandtschaftsbesuchen gelegentlich in Marburg aufhielt, stellte diesem Entwurf ein eigenes, „antiautoritäres“ Programm entgegen, das sich auf der Frankfurter Bundeskonferenz des SDS im September 1966 auch tatsächlich durchsetzte. Von da an war der SDS für knapp zwei Jahre „antiautoritär“ dominiert und der sonst so abstrakte Dutschke reimte:

*„Der [SDS] war darüber nicht immer froh / So mancher Ausschlussantrag wurde gestellt*

*Die Marburger und die lieben Genossen Steinhaus und Deppe haben umsonst gebellt*

*Die Kräfteverhältnisse waren nun aber mal so.*

*Und wenn mir die Marburger heute so fern / Wer weiß wie lange sie das halten*

*Die Frankfurter habe ich weiterhin gern,*

*Der Eurokommunismus wird weder am Rhein noch an der Oder anhalten.“*

Zweifellos besaß Rudi Dutschke enorme intellektuelle Qualitäten; an seiner Lyrik beeindruckt allerdings allenfalls die dichterische Kühnheit, mit der Begriffe wie „Ausschlussantrag“, „Kräfteverhältnisse“ oder „Eurokommunismus“ eingeflochten werden. Aufgrund seiner charismatischen Persönlichkeit, seiner Rednergabe und seiner moralischen Integrität wuchs ihm als Vordenker des SDS spätestens seit seiner Fernsehdiskussion mit Günter Gaus am 3. Dezember 1967 eine führende Rolle innerhalb der Studentenbewegung zu. Im Zuge der Geschichtsklitterung, die eine rechtsgerichtete Kritik betreibt, um die Protestbewegung mit der indiskutablen Gleichung '68 = *Terrorismus* zu diskreditieren, aber auch im Licht seriöserer Geschichtsforschung und neuerer

biografischer Schriften wird insbesondere Dutschkes Haltung zur Gewaltanwendung immer gern diskutiert. Jenseits seiner Teilnahme an der Planung von (dann nie durchgeführten) Sabotageakten oder obskuren Strategiepapieren, in denen er Gewalt gegen Sachen befürwortete, ist aber nach wie vor nur jene Gewalt unzweifelhaft, deren Opfer Dutschke wurde.

Schon Weihnachten 1967 wurde er in einer Berliner Kirche blutig geschlagen und im Februar 1968 forderte die Springerpresse zu einer regelrechten Hetzjagd auf den *Chefideologen der Jung-Roten* auf. Ein CSU-Abgeordneter nannte Dutschke im Bundestag „eine ungewaschene, verlauste und verdreckte Kreatur“ und die „Berliner Zeitung“ schrieb, man dürfe „die Drecksarbeit nicht allein der Polizei überlassen“. Auf einer Gegenkundgebung des Berliner Senats gegen den „Internationalen Vietnam-Kongreß“ (♦Vietnamkrieg) der Studierenden, den Dutschke mitorganisiert hatte, wurde ein junger Fotograf, der ihm entfernt ähnlich sah, von einem entfesselten Mob beinahe gelyncht, und am 22. März 1968 veröffentlichte die „Deutsche Nationalzeitung“ unter der Überschrift „Stoppt Dutschke jetzt!“ fünf wie Fahndungsfotos aufgereichte Profil- und Frontalaufnahmen des SDS-Vordenkers, die sich später im Gepäck des Dutschke-Attentäters Josef Bachmann fanden.

Das bis heute nicht restlos aufgeklärte Attentat auf Rudi Dutschke am 11. April 1968 löste in vielen deutschen Universitätsstädten bürgerkriegsähnliche, die sog. ♦„Osterunruhen“ aus, die sich vor allem gegen den Springer-Konzern richteten und zwei Todesopfer forderten. Dutschke selbst überlebte schwer verletzt, musste aber anschließend in der Schweiz, in Italien, in England

und schließlich in Dänemark mehr oder weniger im Exil leben, von wo er die 68er zum „langen Marsch durch die Institutionen“ aufrief. Ende der 70er Jahre näherte er sich der neu gegründeten Partei „Die Grünen“ an, starb aber mit erst 39 Jahren an den Spätfolgen des Attentats, ehe er dort irgendeine größere Rolle spielen konnte.

(C. B.)

**EHE** „Schatz, wenn du morgen nicht gespült, geputzt, gewaschen und gekocht hast, zeige ich dich an!“ Vermutlich hat sich nie ein Ehemann getraut, diesen Satz zu seiner Gattin zu sagen, aber 1968 wäre er juristisch korrekt gewesen. Im BGB war bis zur Änderung des Familienrechts 1977 festgelegt, dass die Ehefrau gesetzlich verpflichtet ist, den ehelichen Haushalt zu führen. Wenn sie einen Beruf ausüben wollte, brauchte sie die Erlaubnis ihres Ehemanns, der ihre Arbeitsstelle auch jederzeit wieder kündigen konnte. Selbst das Geld, das sie dabei verdiente, gehörte nicht ihr, denn das gemeinschaftlich erwirtschaftete Vermögen war Eigentum des Ehemanns. Kein Wunder, dass es seit 1968 so viele uneheliche Lebensgemeinschaften gab. Der Mann war dabei übrigens einfach nur ein Mann, der mit einer Frau zusammenlebte. Für die Frau in einer solchen Beziehung hatte die bürgerliche Gesellschaft verschiedene moralisch gefärbte Begriffe. Der freundlichste lautete: Konkubine. (C.B.)

### **ENSSLIN, GUDRUN (1940-1977)**

*„Die Leute in unserem Land und in Amerika und in jedem westeuropäischen Land, die müssen fressen, sie müssen fressen, um nicht auf die Idee zu kommen nachzudenken, daß und was wir zum Beispiel mit Vietnam zu tun haben, nicht? Mir gefallen auch alle Sachen, die man in den Kaufhäusern kaufen kann. Aber wenn man sie kaufen muß, damit man nicht zu Bewußtsein kommt, dann ist der Preis, den man dafür zahlt, zu hoch. Mit was ich mich niemals abfinden werde, ist, daß ich die Tendenz, in der sich die spätkapitalistische Gesellschaft so ungeheuer deutlich fortbewegt, nämlich hin zum Faschismus, das kann man wirklich*

*mit einem Auge sehen, da braucht man gar nicht beide dazu, was sich in Amerika abspielt. Und ich sehe nicht ein, warum man das, was man jahrhundertlang getan hat und als falsch erkannt hat, weiter tun sollte, nämlich so tun, als ob man nichts tun könnte. Und ich werd mich – deshalb sag ich das – niemals damit abfinden, daß man nichts tut. Ich hab den Richtern gesagt, ich weiß, warum sie sagen, man kann nichts tun, weil sie nichts tun können wollen. Aber ich will etwas getan haben dagegen.“*

(Gudrun Ensslin im Fernsehmagazin „Panorama“ vom 4.11.1968)

Egal was, möchte man fast hinzufügen, denn dieses Statement, fünf Tage nach Ensslins Verurteilung wegen Brandstiftung in einem Frankfurter Kaufhaus, enthält bereits viel von der verworrenen politischen Analyse, der chronisch aufgeregten Sprache und dem hysterischen Aktionismus der späteren RAF-Terroristin (♦RAF). Die war schon rein äußerlich eine Art Schreckgespenst für die bürgerliche Gesellschaft, nahm mit bleichem Gesicht und dunklen Augenringen den Heroin-Look der 70er Jahre vorweg, schob ihren Säugling im Kinderwagen auf Demonstrationen mit, verließ ihren Verlobten und ihr Kind schließlich für einen zur Dicklichkeit neigenden Autodieb mit Desperado-Charme namens Andreas Baader und – hatte sie nicht sogar in einem *Sexfilm* („Das Abonnement“) mitgespielt?

Einer ihrer älteren Professoren sagte jedoch noch über die Studentin der Philosophie, Anglistik und Germanistik: „In den 52 Jahren meiner Lehrtätigkeit habe ich nie ein so außergewöhnliches Mädchen kennengelernt.“ Ensslin gab mit 24 Jahren bereits eine Anthologie mit dem Titel „Gegen den Tod – Stimmen gegen die Atombombe“ heraus, für die u. a. Heinrich Böll einen Beitrag

schrieb, arbeitete 1965 leidenschaftlich als Wahlkampfhelferin für die SPD und verzieh der Partei nie den Eintritt in die Große Koalition von 1966. Keinen Monat nach der Geburt ihres Sohnes wurde in Berlin Benno Ohnesorg erschossen und Ensslin schäumte in einer Diskussion im SDS: „Die werden uns alle umbringen – ihr wißt, was für Schweine wir hier gegen uns haben. Man kann mit den Leuten, die Auschwitz gemacht haben, nicht argumentieren. Wir müssen uns bewaffnen!“ Von da an gab es innerhalb der APO eine kleine Splittergruppe, die für offene Gewalt eintrat. Über deren Wortführerin Ensslin sagte der flüchtig mit ihr bekannte Günter Grass später: „Sie war idealistisch, mit einem eingeborenen Abscheu vor jedem Kompromiß. Sie hatte ein Verlangen für das Absolute“.

(C. B.)

**FARBFERNSEHEN** Im Jahr 1967 im August auf der Funkausstellung in Deutschland eingeführt, etablierte sich der Farbfernseher nach und nach. Von der Firma Graetz gab es 1968 beispielsweise ein mit „Permacolor-Bildröhre“ ausgestattetes Gerät namens „Kurfürst Color“ (wahlweise auch „Präfekt“ oder „Burggraf“) ab 1.998 DM. In Marburg konnte ein Fernseher unter anderem bei „Radio Braun“ in der Wettergasse bezogen werden. Begüterte Fernsehfreunde kauften ihn vielleicht bereits zu Weihnachten 1967, die meisten aber waren froh, wenn ihr kleiner Schwarzweißer einen guten Antennen-Empfang hatte und zuverlässig ARD und ZDF zeigte: Mehr gab es nämlich nicht im Angebot! Die in Farbe ausgestrahlten Sendungen waren in den Fernsehprogrammen extra gekennzeichnet, und da stand dann vielleicht für 17.25 Uhr „Bonanza (Farbe)“, während alles andere noch in Schwarzweiß ausgestrahlt wurde. (K. B.)

**FILM** In der Kinowelt war 1968 viel los. Die Verfilmung der erotischen Weltraum-Geschichte „Barbarella“ kam 1968 mit Jane Fonda in der Hauptrolle in die Kinos (sie beruhte auf den ab 1962 erschienenen französischen Comics von Jean-Claude Forest). Von Goscinny und Uderzo erschienen 1968 die ersten beiden Asterix-Bände auf deutsch („Asterix der Gallier“ und „Asterix und Kleopatra“), nachdem beide Verfilmungen bereits große Hits geworden waren.

Walt Disney (†1966) hatte Ende 1967 mit dem „Dschungelbuch“ postum einen seiner größten Kino-Erfolge, und das Lied des Bären Balu „Probier's mal mit Gemütlichkeit“ („The Bare

Necessities“), leicht interpretierbar als Vorgänger von „Don't worry, be happy!“, war 1968 für den Oscar nominiert.

Der Science Fiction-Film „2001 – Odyssee im Weltraum“ von Stanley Kubrick und Sergio Leones Westerntragödie „Spiel mir das Lied vom Tod“ (mit Charles Bronson, Henry Fonda und Claudia Cardinale), die beide 1968 uraufgeführt wurden, etablierten sich später beide als zeitlose Klassiker ihrer Genres. Der Filmmusiker Ennio Morricone war mit dem Soundtrack für den Italowestern „Zwei glorreiche Halunken“ 1968 sogar in den US-Charts vertreten. Western gab es natürlich auch auf Deutsch: Winnetou und Old Shatterhand lockten mit ihrem romantischen Indianermilieu „Im Tal der Toten“ ins Lichtspieltheater, traditionell verkörpert von Pierre Brice und Lex Barker. Mit Karin Dor, die auch in Hitchcocks „Topas“ spielte, war die weibliche Hauptrolle starbesetzt.

Amerika-kritisch zeigte sich dagegen das Road-Movie „Easy Rider“ mit Peter Fonda und Dennis Hopper, das 1968 in den USA gedreht wurde und Intoleranz gegenüber Andersdenkenden anprangerte.

Die Filmfestspiele in Cannes wurden allerdings im Mai 1968 ohne Preisverleihung abgebrochen, nachdem sich einige Jury-Mitglieder (unter ihnen Louis Malle, Roman Polanski und Jean-Luc Godard) mit den protestierenden Studierenden und den streikenden Arbeiter/innen in Frankreich solidarisch erklärt hatten.

In Marburg ging man damals in der Schwanallee 15 ins „Rex“-Kino oder ins „Gloria“ in der Gutenbergstraße 19 und genoss unter anderem „Der Hund von Blackwood Castle“, einen Wallace-Film (mit Heinz Drache, Karin Baal und dem späteren

„Derrick“, Horst Tappert), ♦ „Zur Sache, Schätzchen“, die Schulkomödien-Serie „Die Lümmel von der ersten Bank“ (mit Theo Lingen als Direktor, Hansi Kraus als Schüler „Pepe Nietnagel“ und Uschi Glas als dessen Schwester) oder verschiedene Aufklärungsfilme (♦ Kolle, Oswald). (K. B.)

**FLOKATI** Der *Teppichdackel* (ab 1960 im Leifheit-Programm) gehörte bestimmt zu den verbreitetsten Haushaltsgegenständen der 60er Jahre, war er doch in der Lage, in kleinen Wohnungen kurzflorigen Teppichboden aus ♦ Chemiefasern, wie er damals besonders gerne in abgetöntem Grün verlegt wurde, schnell und bequem einfach abzubürsten. Ganz andere Aufmerksamkeit verlangte dagegen der heiß geliebte Flokati als langfransiger, heller Wollteppich. Durch seine Struktur gab er den Räumen immer etwas Kuscheliges, er lud zum Auf-dem-Boden-Sitzen ein und bot den Fingern etwas zum Spielen. Wehe aber, es fielen etwa Tabakkrümel oder Asche, Schokolade oder Büroklammern hinein: Das Zupfen, Schütteln, Saugen war echt mühsam! (K. B.)

**FLUGBLATT** Seit 1488 bezeugte Form der Gelegenheitsdruckschrift, die als Einblattdruck meist der eher raschen als weiten oder nachhaltigen Verbreitung von sensationellen Nachrichten, aber auch als Veranstaltungsankündigung oder zur propagandistischen Kommentierung des Tagesgeschehens dient. Aufgrund seiner unaufwendigen Produktion war das Flugblatt eines der bevorzugten Massenkommunikationsmittel der Jugend- und Studentenbewegung um 1968. In der Ausstellung ♦ „Klasse Kampf – '68 erinnern“ werden Stücke aus der elf Aktenordner umfassenden

Flugblattsammlung Wegner gezeigt, die aus 1967–71 in Marburg verteilten Flugblättern besteht und nach Abschluss der Ausstellung im Stadtarchiv der Universitätsstadt Marburg eingesehen werden kann. (C.B.)

**FRAUENBEWEGUNG** Am 30. November 1918 trat das Reichswahlgesetz in Kraft, das Frauen erstmals das aktive und passive Wahlrecht verlieh. Fünfzig Jahre später veranstaltete die Frankfurter SPD eine Feierstunde, die das Jubiläum gebührend würdigen wollte – aber ein  Flugblatt, das der „Weiberrat“ des  SDS bei dieser Gelegenheit verteilte, ließ keine rechte Weihestimmung aufkommen: Unter einer Karikatur, die eine nackte Frau mit Axt vor einer Trophäenwand mit abgehackten Penissen zeigte, hieß es u. a.:

*„wir machen das maul nicht auf! wenn wir es doch aufmachen, kommt nichts raus! wenn wir es auflassen, wird es uns gestopft: mit kleinbürgerlichen schwänzen, sozialistischem bumszwang, sozialistischen kindern, liebe ... sozialistischem emanzipations-geseich, GELABER! wenn's uns mal hochkommt, folgt: sozialistisches schulterklopfen, väterliche betulichkeit, dann werden wir ernst genommen, dann dürfen wir an den stammtisch, dann sind wir identisch; dann tippen wir, verteilen flugblätter, malen wandzeitungen, lecken briefmarken ... kotzen wir's aus: wir sind penisneidisch, frustriert, hysterisch, verklemmt, asexuell, lesbisch, frigid ... frauen sind anders! BEFREIT DIE SOZIALISTISCHEN EMINENZEN VON IHREN BÜRGERLICHEN SCHWÄNZEN!“*

Was damit auf eine – von manchen Frauen später bedauerte – aggressive Weise deutlich gemacht werden sollte, war die Tatsache,

dass Frauen auch nach fünfzig Jahren Wahlrecht noch nicht viel gewonnen hatten. Helke Sander vom (im Frühjahr 1968 gegründeten) Berliner „Aktionsrat für die Befreiung der Frauen“ hatte es im September '68 auf der Delegiertenkonferenz des SDS moderater aber nicht weniger eindeutig ausgedrückt: dass es in der Gesellschaft eine spezifisch weibliche Problematik gab (und gibt), aufgrund derer alle revolutionären Kampagnen, die diese Konflikte nicht thematisieren, nur zu einer Scheinemanzipation führen können.

*„Die Trennung zwischen Privatleben und gesellschaftlichem Leben wirft die Frau immer zurück in den individuell auszutragenden Konflikt ihrer Isolation. Sie wird immer noch für das Privatleben, für die Familie erzogen, die ihrerseits von Produktionsbedingungen abhängig ist, die wir bekämpfen. Die Rollen-erziehung, das anerzogene Minderwertigkeitsgefühl, der Widerspruch zwischen ihren eigenen Erwartungen und den Ansprüchen der Gesellschaft erzeugen das ständige schlechte Gewissen, den an sie gestellten Forderungen nicht gerecht zu werden bzw. zwischen Alternativen wählen zu müssen, die in jedem Fall einen Verzicht auf vitale Bedürfnisse bedeuten. ... Wir können die gesellschaftliche Unterdrückung der Frauen nicht individuell lösen.“*

Stattdessen forderte Sander eine Mitarbeit des SDS in einer allgemeinen Frauenbewegung, die das Problem z. B. der Vereinbarkeit von Kindererziehung und Berufstätigkeit durch Einrichtung von Kinderläden konkret anging. Sie betonte außerdem, dass diese von den privilegierten Studentinnen angeführte Bewegung schon jetzt „einen so ungeheuren Zustrom [hat], dass wir ihn kaum

organisatorisch bewältigen können.“ Als der Frankfurter SDS-Chef Hans-Jürgen Krahl nach dieser Rede kommentarlos zur Tagesordnung übergehen wollte, traf ihn ein gut gezielter Tomatenwurf einer erregten Genossin – und in beidem, Sanders Rede und der Tomate, sieht man heute den Beginn einer neuen Frauenbewegung in der BRD. (C. B.)

**GASSMANN, GEORG (1910-1987)** war gebürtiger Marburger, Sozialdemokrat und bis 1933 sowohl Vorsitzender der Sozialistischen Arbeiterjugend wie auch der Sozialistischen Studentenschaft der Universität Marburg. Er war deshalb erheblichen Repressionen der Nazis ausgesetzt und vergaß nie, dass er seine akademische Karriere aufgeben musste und durch einen persönlichen Brief des Uni-Rektors sogar namentlich als *Marxist* von der Benutzung der Bibliothek ausgeschlossen wurde. 1951 wurde er Oberbürgermeister von Marburg und sah seine vordringlichste Aufgabe in der Beseitigung der katastrophalen Wohnungsnot. Dabei ging er nicht immer sensibel vor und ließ in „einsamen Entscheidungen“ (Hanno Drechsler) auch schon mal mittelalterliche Bausubstanz wie den „Alten Ritter“ zugunsten hässlicher Zweckbauten abreißen. Die Bebauung des Richtsbergs ging auf seine Initiative zurück – und beseitigte letztlich die Wohnraummisere.

Bei zwei Gelegenheiten geriet Gassmann 1968 in den Fokus der Marburger Studentenunruhen. Am 13. Mai verlangten rund 100 Studierende während eines Go-ins im Rathaus eine sofortige Diskussion mit Gassmann (der auch Mitglied des Hessischen Landtages war) über die Notstandsgesetze. Der Oberbürgermeister ließ sich hierzu nicht erpressen, erschien aber am nächsten Tag zu einer Aussprache im Hörsaalgebäude. Hier kam es zu tumultartigen Szenen, denn der Hörsaal war überfüllt, die Mikrofonanlage übersteuert und mehrfach ging – geplant? – auch noch das Licht komplett aus. Die Diskussion wurde ins Foyer verlegt, wo Gassmann in der verglasten Pförtnerloge saß und zugab, über den genauen Inhalt der Notstandsgesetze (der noch gar nicht vollständig veröffentlicht war) nicht informiert zu sein. Daraufhin

wurde die Aussprache zum Tribunal und eine provokante kleine Gruppe von *Befragern*, die sich die Mikrofonhoheit gesichert hatte, führte den OB als Musterbeispiel einer ahnungslosen Politik vor. Gassmann, den das Ganze sehr an dreißig Jahre zurückliegende Ereignisse erinnern haben muss, konnte das Gebäude nur unter Polizeischutz verlassen.

Am 10. Oktober störten Mitglieder der **ASO** in den Marburger Stadsälen eine SPD-Veranstaltung zu den bevorstehenden Wahlen zum Stadtparlament, sprangen auf die Bühne, riefen Parolen etc. Auch dieses Verhalten eines politischen Gegners (die ASO trat mit einer eigenen Liste zur Wahl der Stadtverordneten an!) musste dem Antifaschisten Gassmann nur zu bekannt vorkommen. Er verständigte die Polizei, die die Störer entfernte und es kam zu einem Rechtsstreit über die Härte mit der dies geschah bzw. zu einer Anzeige des Oberbürgermeisters gegen die Verbreiter eines **Flugblatts**, in dem behauptet wurde, die Polizei habe „den Saal leer geprügelt.“ Aus diesen Begebenheiten wird hinlänglich deutlich, wie fremd einem so ausschließlich an praktischen Notwendigkeiten interessierten Politiker wie Gassmann Beweggründe und Ziele der Studentenbewegung wohl immer bleiben mussten. Seit 1968 ohne Mehrheit im Stadtparlament, gab er sein Amt 1970 an seinen Parteifreund und Abendroth-Schüler Hanno Drechsler ab. (C. B.)

**„GEHEIME VERFÜHRER“** Vance Packards 1957 in den USA erschienener Bestseller „The Hidden Persuaders“ („Die geheimen Verführer. Der Griff nach dem Unbewussten in jedermann“, seit 1958 auch auf deutsch immer wieder neu aufgelegt) ist zu einer

Bibel der Werbekritik geworden. Packard schildert darin sozialpsychologisch und an konkreten Beispielen die „unterschwellig“ Mechanismen, wie den Wunsch nach sexueller Bestätigung, die sich die „Überredungskünstler“ in der Reklamegestaltung mit „manipulativen Elementen“ zu Nutze machen. Die 1968er-Auseinandersetzung mit dem marxistischen Begriff der „Warenästhetik“ und die Kritik am „Konsumterror“ fand hierin eine ihrer theoretischen Grundlagen. (K. B.)

„HAIR“ Lange Haare, freie Liebe, Kriegsdienstverweigerung und Aussteigermentalität schienen nicht gerade die Zutaten zu sein, aus denen man ein klassisches Broadway-Musical zusammenmixt. Der ursprünglich lyrische Theatertext der amerikanischen Schauspieler Gerome Ragni und James Rado war eher eine Nummernrevue, die Story dünn: Junge vom Land kommt in die Großstadt, lernt eine Hippiebraut, ihre Freunde und deren Lebensstil kennen und wird nach Vietnam eingezogen (♣Hippies, ♣Vietnamkrieg). Gepaart mit den an Kirchenmusik und gregorianische Choräle angelehnten, eingängigen Melodien und einfachen Rhythmen des Komponisten Galt MacDermot wurde jedoch bald nach der Off-Broadway-Premiere am 17. Oktober 1967 und in rund hundert Aufführungen deutlich, dass man mit dem Musical „Hair“ einen *Rohdiamanten* gefunden hatte. Man schliff noch ein wenig daran, milderte hier (keine Cops mehr, die die Bühne stürmen), verschärfte dort (Nackt-szenen), und am 29. April 1968 begann mit der Broadwaypremiere ein bis dahin nicht gekannter Siegeszug eines Musicals für Erwachsene: zwei Vorstellungen täglich, bis 1972 rund 1.800 Aufführungen ohne Unterbrechung, Übersetzung in diverse Sprachen, LP- und Singleauskopplungen, die die Hitparaden eroberten. Der exorbitante Erfolg von „Hair“ zeigte, wie weit Vietnamprotest und Hippieflair bereits in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen waren; aber auch, welche Aspekte der Protestbewegung (nämlich Musik und Mode) sich unter der doch eigentlich konsumfeindlichen Jugend besonders gut vermarkten ließen (♣„Geheime Verführer“). Und schon am 24. Oktober 1968 bewies die Deutschlandpremiere des Musicals „Haare“ (mit Jürgen Marcus und Su Kramer in den Hauptrollen), dass dieser Erfolg sich sogar exportieren ließ. (C.B.)

**HIPPIES** Haben sich die Hippies nun am Ende des „Summer of Love“ 1967 in einer als Happening inszenierten Bestattungszereemonie in einem Park von San Francisco selbst beerdigt oder leben sie in ähnlich entlegenen Weltgegenden wie der Yeti immer noch in kleinen Kommunen von Liebe und Selbstversorgung zusammen? Waren ihre Vorläufer die amerikanischen Hipster und Beatniks, die holländischen Provos oder doch die Wandervögel der Weimarer Republik, wenn nicht gar die Aussteiger/innen der europäischen Gründerjahre um 1900 auf dem Monte Verità?

Sicher ist nur, dass sich ab Mitte der sechziger Jahre in einigen Großstädten der USA, vor allem in San Francisco (Haight Ashbury) und New York (East Village), ungerufen und undogmatisch immer mehr – am Ende zwischen 75- und 100.000 – jugendliche und junge Aussteiger/innen aus Konsum- und Leistungsgesellschaft sammelten. Sie lebten in Rudeln auf der Straße oder in Abbruchhäusern, zahlten keine Miete, keine Steuern und finanzierten sich durch Bettelei, Straßenmusik und den Verkauf kleiner Handarbeiten. Ihre einzigen gemeinsamen Ziele waren das *innere Selbst* und der Friede auf Erden, die sie durch Drogenkonsum (♦Drogen), psychedelische Musik (♦Rock & Roll) und die von festen Zweierbeziehungen befreite Liebe zu erreichen hofften. Gemeinsame Symbole der Hippies waren die in jeder Form auftauchenden Blumen, die Farben des Regenbogens und die wild wachsenden Haare bzw. Bärte, mit denen sie sich vom Establishment (und dazu gehörten auch Linksintellektuelle, Studierende und politisch orientierte Gruppierungen) abgrenzten, bzw. *entgrenzten*.

Ihre programmatische Heterogenität führte die Hippies später auf die unterschiedlichsten Wege: in die Graswurzelbewegungen

des „Underground“, in die mitunter konservativ-militanten Landkommunen der „Digger“, in diverse Sekten – aber sehr oft auch zurück in die zumindest linke Mitte der Gesellschaft. Denn das freiheitliche Lebensgefühl der Hippies rührte schon früh an die eben auch bürgerlichen Sehnsüchte nach einem ganz anderen Leben. Gab es anfangs z. B. noch geführte Bustouren durch Haight Ashbury, auf denen Mittelstandstouristen das ungewohnte Leben einer neuen Generation bestaunten, sorgte ein enorm anpassungsfähiger Kapitalismus schon bald dafür, dass der kommerzialisierbare Teil der Hippie-Bewegung – also vor allem Mode und Musik – zumeist auf dem Umweg über den eigenen Nachwuchs in den bürgerlichen Haushalten der 70er Jahre landete. Von den zahllosen Übernahmen in die Pop- und Jugendkultur nicht zu reden. (C. B.)

**HOCHSCHULREFORM** Im Nationalsozialismus waren die deutschen Hochschulen bekanntermaßen weltanschaulich statt wissenschaftlich geprägt, und um diesen fatalen Fehler nicht zu wiederholen, kehrte man in der BRD nach 1945 zu einer Universitätsform zurück, die im Grunde aus dem 19. Jahrhundert stammte: zur Eliteherrschaft der Ordinarien, zu Dachstuben-Romantik und leider auch oft zu alter Burschenherrlichkeit. Viele der neuen Studierenden, die in diese veralteten Institutionen gepresst wurden, forderten die ganzen 50er Jahre hindurch grundlegende Reformen, denn es war offensichtlich, dass Hochschulen, an denen z. B. einsame professorale Entscheidungen den Lehrplan bestimmten, in der Mitte des 20. Jahrhunderts wissenschaftlich weder zeitgemäß noch konkurrenzfähig waren. Allerdings dauerte

es lange, bis politische Mehrheiten entstanden, die solche Reformen ermöglichten.

Das Hessische Hochschulgesetz vom Mai 1966, das u.a. die Mitbestimmung von Studierenden und Assistent/innen in den akademischen Gremien vorsah, hatte eine wichtige Vorreiterfunktion auf dem Weg zur modernen Gruppenuniversität, wurde aber von der Ordinarienmehrheit erbittert bekämpft. Dabei trieb die Professoren zum einen die sicher ehrliche Sorge darüber, „daß die Universität nunmehr wieder zur politischen Arena gemacht werden soll.“ (♦ „Marburger Manifest“) Andererseits war es natürlich auch hart, auf lieb gewonnene und bequem gewordene Privilegien zu verzichten. Was man durch den mal verbissenen, mal hinhaltenden Widerstand (♦ „Schlacht auf den Lahnbergen“) erreichte, war in einer zunehmend kritischen Öffentlichkeit aber nur der Eindruck, dass die Universität aus sich heraus nicht reformfähig war – jedenfalls nicht, wenn die Reform von der Spitze, von Senaten und Magnifizenzen her stattfinden sollte.

Deshalb ging eine neue, die 68er-Generation das Problem schließlich von der Basis, nämlich von einzelnen Instituten aus an, die ihre Satzungen (mitunter erst nach ♦ Institutsbesetzungen) entsprechend änderten. Zum grundlegend neuen Kurs der hessischen Universitäten Anfang der 70er Jahre gehörte auch die Einstellungswelle, die der Kultusminister Ludwig von Friedeburg nach der Maßgabe „Wer an der Hochschule lehrt, ist Hochschul-lehrer“ vorantrieb, und durch die promovierte Assistent/innen auch ohne Habilitation zu Professoren/innen ernannt wurden. Diese nur innerhalb eines kleinen Zeitfensters politisch mögliche Reform von innen brachte auch in Marburg manche ehemaligen

♣ APO-Aktivistinnen als Professoren an die Universität. Konservative Kritiker dieser Praktiken prägten daraufhin das Schlagwort von der *Roten Uni*, das ursprünglich diffamierend gemeint war und auch nur in sehr wenigen Fachbereichen und vagen Ansätzen den Tatsachen entsprach. Allerdings trennte sich der Begriff sehr rasch von seinen konservativ-kritischen Wurzeln und wurde im Verlauf der 70er Jahre zu einer Art linksromantischem Mythos unter Studierenden und solchen, die es werden wollten. (C. B.)

**INDIEN** Wie viele seiner Kollegen hatte der indische Guru Maharishi Mahesh Yogi die Sinnsuche zivilisationsmüder Abendländer als bescheidenes Geschäftsmodell entdeckt und predigte die transzendente Meditation als den Weg zur Weisheit. 1967 hatte er auf einer Werbetour durch England allerdings das Glück, die Beatles kennenzulernen und so zu beeindrucken, dass sie ihm Mitte Februar 1968 für zwei Wochen (Ringo Starr) bzw. zwei Monate (George Harrison) in seinen Ashram nach Indien folgten. Die enorme globale Popularität dieser Musikkapelle etablierte Indien fortan als finalen Sehnsuchtsort einer vor der Kommerzialisierung fliehenden (und sie doch ständig mit sich führenden) ♣ Hippie-Bewegung, die den Sinn des Lebens auffällig gern dort suchte, wo es warm und billig war. Und da die Behörden in Marokko, wohin man Beat- und Hip-Propheten wie Jack Kerouac oder William Burroughs bislang gefolgt war, Ende der 60er Jahre ein Einreiseverbot für Männer mit langen Haaren erlassen hatten, begab man sich nun für fast ein Jahrzehnt auf dem Hippie-Trail in den fernerer Osten. Außer Nepal (Katmandu) war es speziell der tolerante indische Bundesstaat Goa, in dem die westlichen Aussteiger abseits des strengen Ashram-Lebens auch eigene Kolonien gründeten. (C. B.)

**INSTITUTSBESETZUNGEN** Um den Widerstand und die Störmanöver der ordentlichen Marburger Professoren gegen die Durchsetzung des Hessischen Hochschulgesetzes in den übergeordneten Hochschulgremien zu unterlaufen, gab sich das „Institut für Erziehungswissenschaften“ der Philipps-Universität Marburg im Juli 1968 freiwillig eine eigene Geschäftsordnung, die eine

gesetzmäßige Stimmenverteilung der akademischen Parteien festlegte. Dieses neue „Marburger Modell“ fand bundesweit großen Zuspruch und galt als möglicher Ausweg aus der *Blockadepolitik* der Ordinarien. Um den Erfolg der Pädagogen auch auf ihre Fachbereiche zu übertragen, besetzten die Studierenden der Soziologie und Politik am 13. Januar 1969 ihre Institute in den neuen Ungebäuden am Krummbogen – auch weil sie genau wussten, dass die Professoren Abendroth und Hofmann, so sehr sie die Besetzung ärgern mochte, keine polizeiliche Räumung betreiben würden. Eine knappe Woche später wurde auch das Germanistische Institut besetzt und die Studierenden diskutierten bis Ende Januar darüber, wie die neuen Geschäftsordnungen ihrer Fachbereiche aussehen könnten. Die Germanist/innen setzten in der Folge z.B. die Zwischenprüfungen aus und erkannten auch studentische Arbeitskreise als scheinfähig an – eine Form der Lehrveranstaltung, die sich schließlich als „Kolloquium“ etablierte. Auch das Institut für Psychologie setzte Ende Januar für drei Tage den Lehrbetrieb aus, um über derlei konkrete hochschulpolitische Fragen zu debattieren. Die entsprechenden Ergebnisse wurden bei der Ausarbeitung neuer Institutssatzungen umgesetzt, in denen der Pädagogikprofessor Leonhard Froese ein Zeichen dafür sah, dass die Universität sich doch (und auch gegen den Widerstand der Ordinarien) von innen reformieren konnte. Insofern kann man in den Marburger Institutsbesetzungen von Januar 1969 die Keimzelle einer konkreten Hochschulreform und letztlich einen der Erfolge der Studentenbewegung sehen. (C. B.)

## „JOLI“ ODER: GOTTESLÄSTERUNG IN MARBURG

Am 21. Januar 1968, einem Sonntagmorgen, verteilten drei bekennende Marburger Atheisten sowohl vor der Elisabethkirche als auch der Katholischen Kirche in der Biegenstraße  Flugblätter folgenden Inhalts:

*„Sehr geehrte Gottesfrau, sehr geehrter Gottesmann! Sie sind Funktionär eines Vereins, der seit ungefähr 1600 Jahren mit Machthabern aller Art kollaboriert. ... Zum Dank für Ihre Unterstützung der Reaktionäre wurde seinerzeit der Kirche zuliebe auch die Gotteslästerung verboten. ... Angenommen es gibt einen allmächtigen Gott, der derartige Brutalitäten [aufgezählt werden Christen-, Ketzer-, Hexen- und Judenverfolgungen] nicht verhindert, dann muß man ihn lästern, was wir hiermit tun: als verschlafenen Nachtwächter oder als blutgierigen Sadisten.“*

Einer der Verteiler, Rütger Schäfer, Redakteur der „marburger blätter“, unterzeichnete seine Beiträge mit dem Kürzel „Joli“ und veröffentlichte neben dem Flugblatt auch noch einen launigen Bericht über dessen Verteilung: mit Erwähnung von *Hostienfressenden* Schwarzröcken, die ihre *Schäfchen* vor dem atheistischen Schriftwerk und den bösen Buben warnten: „Nicht nehmen, nicht nehmen, der lästert Gott.“

Dafür wurde „Joli“ wunschgemäß angezeigt und musste sich am 20. Dezember 1968 vor dem Marburger Schöffengericht wegen Gotteslästerung verantworten. Knapp 100 Studierende wollten (nur einen Tag nach der  „Schlacht auf den Lahnbergen“) dem eigentlich öffentlichen Verfahren beiwohnen, wurden aber von anderthalb Mal so vielen Polizisten daran gehindert, obwohl sie vor dem Gerichtsgebäude extra das passende Adventslied

„Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ intonierten. Drinnen forderte der sendungsbewusste Gotteslästerer „Joli“ derweil den Umzug in einen größeren, den Schwurgerichtssaal – aber der war gar nicht nötig, weil die Verhandlung schon nach einer halben Stunde zu Ende war. Auf Anregung des Oberstaatsanwalts Weitzel zog sich das Gericht zur Beratung der Frage zurück, ob der § 166 StGB („Verletzung religiöser Gefühle“) überhaupt verfassungsgemäß sei und entschied: Nein! Damit war auch keine Anklage möglich und eine Revision erübrigte sich durch die später von Bundespräsident Heinemann erlassene Amnestie für ordnungswidrige Straftaten im Gefolge der Studentenrevolte. (C. B.)

**KENNEDY, ROBERT FRANCIS (1925-1968) UND KING, MARTIN LUTHER (1929-1968)** Binnen zweier Monate wurden in den USA zwei Männer ermordet, die als Hoffnungsträger ihrer Generation galten. Der charismatische 39-jährige Bürgerrechtler und Friedensnobelpreisträger Martin Luther King war durch Protestaktionen wie den Busboykott der Farbigen in Alabama und den Marsch auf Washington (mit der berühmten Rede: „I have a dream“) zu einer Symbolfigur des gewaltfreien Widerstandes gegen die Rassentrennung geworden. Am 4. April 1968 wurde er von einem weißen Heckenschützen erschossen, als er in Memphis auf dem Balkon eines Hotels stand. Seiner Ermordung folgten in 125 Städten der USA Rassenunruhen, die fast fünfzig Menschenleben kosteten. Selbst in Washington errichteten Soldaten vorsichtshalber MG-Stellungen neben dem Weißen Haus.

Auf dem Weg ins Weiße Haus war sozusagen auch Robert Kennedy, Bruder des 1963 erschossenen Präsidenten John F. Kennedy. Als Justizminister im Kabinett seines Bruders dem rechten Lager der Demokraten zugehörig, hatte er als Präsidentschaftskandidat in den Vorwahlen des Jahres 1968 seine Politik völlig verwandelt: mit seinem Einsatz für hungernde Farbige in Mississippi, benachteiligte indianische Ureinwohner und mexikanische Einwanderer galt der Millionärssohn nun als Anwalt der Armen. Er forderte sogar ein Ende der US-Luftangriffe auf Nordvietnam. Ein letztes Hindernis auf dem Weg zum offiziellen Präsidentschaftskandidaten der demokratischen Partei war die Vorwahl in Kalifornien – die Robert Kennedy am späten Abend des 4. Juni 1968 gewann. Aber nach seiner Siegesrede im Ambassador-Hotel in Los Angeles

wurde er von einem verwirrten jungen Palästinenser durch Revolvergeschüsse so schwer verletzt, dass er am 6. Juni starb.

„Was wäre wenn – ist ein Spiel für Gelehrte“, heißt es im 1968 uraufgeführten Film „The Lion in Winter“. Hätte Kennedy sich in den Präsidentschaftswahlen 1968 gegen Richard Nixon durchgesetzt und den Vietnamkrieg vor seiner Eskalation beendet? Hätte King die Zersplitterung der Bürgerrechtsbewegung in den USA verhindert? Wäre Amerika nicht das globale Hassobjekt der 70er Jahre geworden? Ein Spiel für Gelehrte. (C.B.)

**KLARSFELD, BEATE (\*1939)** ist eine Journalistin, die als Beate Künzel in Berlin geboren wurde. 1963 heiratete sie den französischen Rechtsanwalt Serge Klarsfeld, dessen jüdischer Vater in Auschwitz ermordet wurde. Gemeinsam spürten sie seit den späten 60er Jahren mehrere unbehelligt in Südamerika und anderswo lebende Altnazis auf (z. B. Klaus Barbie und Alois Brunner) und ermöglichten so deren juristische Verurteilung. Berühmt wurde Beate Klarsfeld aber schon am 6. November 1968, als sie auf dem Bundesparteitag der CDU Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger öffentlich ohrfeigte, um auf seine NS-Vergangenheit aufmerksam zu machen. Ein deutscher Historiker, damals selbst noch als marxistischer Hardliner an einer handgreiflichen Aktion gegen den Politikwissenschaftler Alexander Schwan beteiligt, hielt es 2008 im Renegateneifer für nötig, Klarsfeld zu unterstellen, sie habe dadurch nur sich selbst als Deutsche vom Faschismus reinwaschen wollen. Derlei unbeweisbare Psychologisierungen wurden nur noch durch eine Springerpressekampagne von 2012 übertroffen, als Klarsfeld für „Die Linke“ und gegen Joachim

Gauck als Bundespräsidentin kandidierte. Diesmal warf man der Nazijägerin vor, sie habe ihr belastendes Material gegen Kiesinger & Co. von der Staatssicherheit erhalten und sei für ihre Attacke auf den Bundeskanzler von der DDR bezahlt worden. Das ist letztlich aber nur ein Beweis dafür, wie nachhaltig die berühmte Ohrfeige *gesessen* hat, auch wenn sich Bundeskanzler Kiesinger in einer Pressekonferenz über die Härte der Attacke eher lustig machte. (C. B.)

„KLASSE KAMPF - '68 ERINNERN“ ist eine Ausstellung des Fachdienstes Kultur der Universitätsstadt Marburg, die sich vom 8. April bis 13. Mai 2018 im Erdgeschoss des Marburger Rathauses mit dem 50-jährigen Jubiläum der 68er-Studentenrevolte beschäftigt. Dazu werden Interviews mit unterschiedlichen Zeitzeugen von damals zu sehen (und später im Internet abrufbar) sein. Außerdem will die Ausstellung eine Wandzeitung mit grundsätzlichen Daten zu „'68 in Marburg“ sowie filmische und fotografische Dokumente aus dieser Zeit präsentieren. Dazu kommt noch ein Angebot an Mitmachaktivitäten.

Die Interviewpartner und Zeitzeugen sind: Elisabeth Abendroth, Annegret Ehmann, Christoph Ehmann, Hans Eichel, Georg Fülberth, Wolfgang Gerhard, Gerlinde Griepenburg-Burow, Wolfgang „Harry“ Hecker, Hubert Hetsch, Helge Hyams, Wolfgang Richter, Claus Schreiner und Franziska Wiethold.

Das Ausstellungsteam: Richard Laufner, Kariona Kupka-Stavrou, Christoph Becker, Ariadne Hohndorf, Mascha Justus-Willershhausen, Magdalene Dhonau, Laura Grodeck, Birgit Peulings, Eric Peulings, Ludwig Pranschke, Fabienne Schneider (C. B.)

**KOLLE, OSWALD (1928-2010)** Viele Tabus fielen durch größere wissenschaftliche Studien wie die Sexualforschungen des amerikanischen Gynäkologenpaares Masters und Johnson oder die Aufklärungsfilm von Oswald Kolle. Der Journalist Kolle hatte die seinen Filmen zugrunde liegenden Artikel bereits 1967 in der Zeitschrift „Neue Revue“ und in der „Quick“ veröffentlicht – sie erschienen 1968 als Buch. Kolle konnte erst nach langen Verhandlungen mit den Zensurbehörden und diversen Auflagen auch als Drehbuchautor agieren. „Das Wunder der Liebe“ war ein als Realfilm gemachtes Werk in Episoden mit Anmoderation und Kommentaren (heute würde es vielleicht „Doku-Soap“ heißen), das „Sexuelle Partnerschaft“ zum Thema machte. Mit Szenen, in denen verschiedene Paare bisweilen komplett nackt Sex hatten und darüber sprachen, behandelte das Opus in acht Teilen alles, was dabei interessant erschien: vorzeitigen Samenerguss, (fehlendes) Vorspiel, Vernachlässigung einer Ehefrau etc., vor allem aber auch die mangelnde sexuelle Aufklärung an sich. Die zeitgenössischen Schlagworte in der Presse hießen „Sexwelle“ und „Sexuelle Revolution“. 1968 gab daher die Kultusministerkonferenz erstmals auch „Empfehlungen zur Sexualerziehung in den Schulen“ heraus, nachdem bereits 1967 auf Initiative der Bundesgesundheitsministerin Käte Strobel hin auch der Aufklärungsfilm „Helga“ publiziert worden war. Ebenso wie Kolles Werke bekam dieser 1968 als Kino-Renner sogar die „Goldene Leinwand“ verliehen. (K. B.)

**KOMMUNE 1** Wohngemeinschaften und Kommunen hat es schon lange vor 1967/68 gegeben. Da das Mietrecht Haupt- und Untermietverträge vorsah, war die Bildung von WGs unter

gleichberechtigten Partner/innen technisch aber nicht immer einfach. So fand auch die am 1. Januar 1967 in Berlin gegründete Kommune 1 ihre Wohnung nicht auf dem Immobilienmarkt, sondern Dagrun Enzensberger (die damals von ihrem Mann Hans Magnus getrennt lebte) besaß einen Schlüssel für die Berliner Großraumwohnung des Schriftstellers Uwe Johnson, der ein Stipendium in New York wahrnahm. Ohne dessen Wissen ließ sie dort die übrigen Mitglieder der K1 einziehen. Als Johnson schließlich davon erfuhr, Dagrun selbst auch längst nicht mehr dort wohnte, beauftragte er seinen Kollegen Günter Grass, die Kommunarden mit Hilfe der Polizei aus seiner Wohnung zu werfen.

Die Idee zur K1, die vor der Gesellschaft das Individuum revolutionieren wollte, geht auf eine sehr heterogene politische Gruppierung namens „Subversive Aktion“ zurück, die Dieter Kunzelmann Anfang der 60er Jahre in München gegründet hatte. Ursprünglich gehörte auch ♦Rudi Dutschke zu den Aktivisten, zog sich aber aus dem Projekt zurück, als dort der rituelle Partnertausch zur Pflicht gemacht werden sollte. Zwar hat die *freie Liebe* in der K1 nie wirklich stattgefunden, aber die ideologische Forderung danach hat doch immer wieder die ohnehin in der Minderheit befindlichen Kommunardinnen vertrieben. Mit Blick z. B. auf ♦Fritz Teufel und Rainer Langhans, die in der Kommune ihre gescheiterten Beziehungen aufarbeiten wollten (und schnell zu ihren populärsten Mitgliedern wurden), könnte man sogar überspitzt behaupten, dass es im Gegenteil sexuell frustrierte Männer waren, die das Projekt K1 vorantrieben. Auf dem berühmten großen Matratzenlager wurden jedenfalls weniger nackte Körper

als vielmehr psychische Probleme gewälzt, bei denen reihum der Einzelne von der Gruppe analysiert und durch psychopolitische Kritik und Selbstkritik fertiggemacht wurde.

Das Besondere an der K1 waren ihre politischen Aktionen; sie produzierte und verbreitete Raubdrucke linker und psychologischer Literatur (♦Bücher), fiel öffentlich immer wieder durch provokante Aktionen auf und gelangte schließlich durch eine von der rechten Presse zum Attentat aufgebauschte und noch im Planungsstadium verhinderte Farbei-Attacke (das sog. *Pudding-Attentat*) auf den amerikanischen Vizepräsidenten Humphrey zu bundesweiter Berühmtheit. Ein ♦Flugblatt, das sich über einen Kaufhausbrand in Brüssel lustig machte und in dem die Frage gestellt wurde: „Wann brennen die Berliner Kaufhäuser?“, war Gegenstand eines Prozesses wegen Aufforderung zur Brandstiftung, wurde aber letztlich als nicht strafwürdige Satire eingestuft.

Die Mitglieder der K1 lebten in der Hauptsache von den Interviewhonoraren, die sie kassierten und hechelten mit ihren Aktionen irgendwann nur noch der öffentlichen Aufmerksamkeit hinterher. Einige verstanden dieses Geschäft besser als andere. Oberaktivist Kunzelmann hatte z.B. stets das Problem, dass er nicht so gut aussah wie Langhans, nicht so witzig war wie Teufel und nicht über Dutschkes intellektuelle Fähigkeiten verfügte. Dafür ist aber z.B. Langhans seine Abhängigkeit vom öffentlichen Interesse an seiner Person nie wieder losgeworden.

Innerhalb kurzer Zeit fand die Kommune 1 Nachfolger, also Leute, die ebenfalls aus ideologischen Gründen zusammenlebten und zum Teil ihre Identität aus der Zugehörigkeit etwa zur „Wielandkommune“, zur beinahe sektenartigen K2, zur

„Haschkommune“ in der Nimrodstraße, zu Teufels Münchner Spontikommune „Wacker Einstein“ oder diversen Landkommunen bezogen. Stärker als diese vereinsartigen Zusammenschlüsse wuchsen aber noch die rein praktisch orientierten Wohngemeinschaften (vor allem in den klassischen Universitätsstädten), als das Mietrecht erst geändert war und die Hausbesitzer begriffen hatten, dass sich eine Wohnetage besser vermarkten ließ, wenn man sie an fünf Studierende als an eine Familie vermietete. So wurde ausgerechnet das kleine Marburg mengenmäßig Ende der 70er Jahre angeblich zur *WG-Hauptstadt der Republik* und klebrige Esstische, durchgesessene Küchensofas, Telefon-, Putz- und Einkaufspläne oder die zweifelhaftesten Geschirrsammlungen gehörten für einige Studierendengenerationen zu den allgemeinen Studienbedingungen. Und selbst von den ideologischen Ritualen der Kritik und Selbstkritik hat sich sozusagen ein Rudiment erhalten: das WG-Vorstellungsgespräch! (C. B.)

**KUPPELEI** war die Begünstigung fremder (also nicht selbst praktizierter) Unzucht durch das vorsätzliche Schaffen von Gelegenheiten zu ihrer leichteren Ausübung. Bis 1970 galten sowohl Bordellbetreiber und Zuhälter als auch Eltern, die ihren volljährigen Kindern das gemeinsame Übernachten mit unverheirateten Personen des anderen Geschlechts in ihrer Privatwohnung gestatteten oder ihnen auch nur Autoschlüssel und Wagen überließen, als Kuppler. Die Kuppelei wurde mit einer Gefängnisstrafe von einem Monat bis zu fünf Jahren geahndet. Als Unzucht galt jede Form des sexuellen Verkehrs außerhalb einer ehelichen Verbindung (♠Ehe). In Marburg kam es 1966 zu einem berühmten Fall

von potentieller Rufschädigung, als eine Studentin im Studierendenwohnheim mit ihrem Freund auf frischer Tat ertappt wurde. Da sie damit das Studentenwerk dem Verdacht der Kuppelei ausgesetzt hatte, wurde ihr fristlos gekündigt. (C. B.)

**LEDERJACKEN** trugen nicht nur Motorrad-Rocker wie John Cassavetes im US-amerikanischen Kinofilm „Devil’s Angels“, der 1968 in Deutschland lief, sondern auch eher militante SDS-Leute. Deren Jacken brachten in Kombination mit Halstüchern die martialische Ausstrahlung der schwarzen Biker-Kluft an die Uni. Die hellbraunen Lederjacken der *Blumenkinder* setzten sich in der Folgezeit mit Fellfutter, Fransen und fröhlichen Stickereien davon ab. (K. B.)

### **LIEDERMACHER**

*„The times they are a-changin’ – und die Trauer  
schläft in der Gitarre.*

*Weck sie nicht mit deinem Schrei.*

*Pack die Sachen, die dir wert sind. Sag Adieu zu deinen Leuten.*

*Diese himbeerrote Reise ist jetzt auch vorbei.“*

(Franz-Josef Degenhardt, *Nostalgia*)

Es gab in der BRD sehr rasch eine klar antifaschistische Nachkriegsliteratur, ein ebensolches Nachkriegstheater, eine Nachkriegskunst, sogar vereinzelt Nachkriegsfilme, die sich nicht allein der seichten Unterhaltung verpflichtet fühlten. Am schwersten taten sich die Westdeutschen mit populärer Musik; wenn hier die Caprifischer in weitem Bogen die Netze auslegten, galt das in der Schubidu-Schlagerwelt bereits als anspruchsvoller Text. Anders als in den USA, wo die Bürgerrechtsbewegung an Liedgut aus linken Gewerkschaftstraditionen anknüpfen konnte, war dieser Faden in Deutschland durch den Faschismus gründlich durchtrennt worden. Deutsche Volkslieder wollten der Linken nie mehr so recht über die Lippen und Gitarre und Mundharmonika waren

als die Instrumente der Hitlerjugend in den 1950er Jahren geradezu belastet. Erst der Umweg über französische Chansons und amerikanische Folkmusic brachte eine postfaschistische Generation wieder zum Liedermachen. Ab 1964 traf man sich jährlich dennoch nicht zu einem deutschen, sondern zu einem „Internationalen Folkfestival“ auf Burg Waldeck. Obwohl dort Leute wie Franz-Josef Degenhardt und Hannes Wader auftraten (die, wie auch Wolf Biermann oder später Konstantin Wecker, sozialistisch und gewerkschaftsnah waren), sprengten im Juni 1968 ♦SDS-Aktivist\*innen das Festival, indem sie z. B. endlose Diskussionen darüber anzettelten, ob Nichtproletarier überhaupt Arbeiterlieder singen dürften. Anfang Februar 1969 rächte sich zumindest Degenhardt, als er in Marburg erstmals sein „APO-Großväterchen“ (♦APO) vom Klassenkampf erzählen ließ und sich dabei über die Studierenden lustig machte, „die ein paar eingeschlagene Scheiben schon für die Revolution halten.“ Als ihn dann allerdings drei Jahre später die als Terroristin gesuchte ♦Ulrike Meinhof um Unterschlupf bat, warf Degenhardt sie mit der Bemerkung hinaus, dass er in einer Stunde die Polizei verständigen würde. Hannes Wader dagegen wurde, weil er unwissentlich Gudrun Ensslin einmal kurzfristig seine Wohnung überlassen hatte, noch jahrelang von Justiz, Polizei und Verfassungsschutz verfolgt. (C. B.)

„**MAAAMA!**“ Ein ganzer Chor Domspatzen schien in der Kehle eines jungen Holländers zugange zu sein, wenn er den Mutterkomplex des deutschen Liedguts mit glockenheller Stimme auf den Punkt brachte: „Mama“, im Oktober 1967 erschienen, wurde die erfolgreichste Single des Revoltejahres '68 und Heintje der generationenübergreifende Liebling der Deutschen, dem man sogar seine langen Haare, jedenfalls einen (in Karikaturen bis auf die Schneidezähne fallenden) Pony verlieh. Umstellt von den harten Rhythmen von Jimi Hendrix und den Rolling Stones bekannte sogar Hans-Jürgen Krahl, Chefideologe des Frankfurter SDS, Heintje-Fan zu sein.

Außerdem war es einfach schön, nach Bill Ramsay und Chris Howland mal wieder einen Ausländer deutsch singen zu hören. Denn das war die große Auseinandersetzung in der Musikbranche der BRD: der deutsche Text. Die Plattenindustrie betrachtete die Populärmusik als deutsches Terrain, das verteidigt werden musste, während die Rundfunkanstalten eher das Bedürfnis der Jugend nach Internationalismus befriedigten; so sehr, dass der deutsche Schlager in den Hitparaden Ende 1967 nur noch einen Anteil von 25 % hatte und die große „ARD-Silvestershow 1968“ in die öffentliche Kritik geriet: „Wer sich mitten in die Sendung einschaltete, musste annehmen, in eine Teenager-Party in Paris, London oder New York geraten zu sein.“

Anfangs („Musik aus Studio B“, ab 1962) wurden nur vereinzelt englische Schlager gespielt, beim „Beat-Club“ (ab 1965) überließen die Familienvorstände jedoch einmal im Monat die *Pole-Position* vor der Glotze freiwillig ihrem Nachwuchs, und spätestens mit der ersten Eurovisions-Live-Übertragung Ende Juni 1967, bei

der die Beatles „All you need is Love“ intonierten, war der „Summer of Love“ auch in den Wohnzimmern der deutschen Provinz angekommen. Ein Fels in der englischen Brandung wurde ab 1969 die deutschsprachige ZDF-Hitparade, den erst die subversive „Neue Deutsche Welle“ Anfang der 80er Jahre sozusagen implodieren ließ. Auf Heintje lauerte dagegen schon bald der Karrierekiller Nr. 1 für Sängerknaben: der Stimmbruch. (C. B.)

**„MARBURGER MANIFEST“**, DAS Demokratie gerne – aber nur, wenn sie unsere Entscheidungen nicht beeinträchtigt! So könnte die Überschrift des „Marburger Manifestes“ lauten, mit dem im Frühjahr 1968 rund 1.500 Ordinarien bundesweit die konkrete Umsetzung der längst beschlossenen Hochschulreform zu behindern suchten. Lange genug hatte man in Marburg, wo das Hessische Hochschulgesetz vom Mai 1966 eine Mitbestimmung der Studierenden selbst bei der Rektorenwahl forderte, den Kopf in den Sand gesteckt. Gebremst, ausgesessen, so getan, als ginge einen das Ganze nichts an. Von der Landesregierung aufgefordert, endlich eine entsprechende Universitätssatzung zu erarbeiten, also erst einmal einen satzungsgebenden Senat zu bilden, stritt man nun um den prozentualen Stimmenanteil, den Studierende und Assistent/innen in diesem Gremium haben sollten.

Für die entscheidende Sitzung des Großen Senats am 13. Dezember 1967 hatten 23 Marburger Professoren ein Memorandum unterzeichnet, das eigentlich nur eine interne Argumentationshilfe sein sollte. Als es aber erst hektografiert auf dem heimischen Schreibtisch eines Ordinarius lag, konnte dessen Filius nicht widerstehen: Er leitete es an den Marburger AStA weiter, der es

veröffentlichte und zur Grundlage eines Teach-ins machte, das zeitgleich mit der Tagung des Großen Senats stattfand. Dadurch wurde der „Brief der 23“ zu einem Politikum, denn dort standen Dinge, die befürchten ließen, dass das Demokratieverständnis mancher Ordinarien älter war als das von 1848.

Da wurde z. B. gefragt, „ob eine echte Repräsentation des studentischen Willens überhaupt möglich sei“, schließlich handle es sich bei den bisherigen „studentischen Vertretern um die Wortführer von sehr kleinen, besonders agilen und weltanschaulich deutlich profilierten Gruppen, die mangels konkurrierender Kräfte das Gros der Indifferenten zu gelegentlichen Demonstrationen zu bewegen vermögen.“ Die Ordinarien befürchteten auch, „daß vorwiegend politische und nicht vorwiegend wissenschaftliche Naturen zu Wort kommen“, ohne Neigung zu „leidenschaftlicher Sachlichkeit“, dafür abhängig „von politischen Dogmen und Moden“ und aufgrund „der kurzen Studiendauer und den sonstigen gegebenen Beschränkungen des Studiums“ unfähig „zu erkennen, worum es für die Universität letztlich geht“. Und vermuteten dann auch gleich noch, dass anstelle einer Demokratisierung „eine Art Machtergreifung angestrebt wird – und zwar unter weltanschaulichen Aspekten, die für den Grundsatz der Freiheit und Sauberkeit von Forschung und Lehre nicht unbedenklich sind.“

Je weniger Vertreter/innen der Studierenden, desto besser, sagte sich auch der Große Senat und beschloss, Assistent/innen und Studierenden jeweils einen Stimmenanteil von 15,4% im satzungsgebenden Senat zu gewähren, sodass die Zweidrittelmehrheit der Professoren nicht beeinträchtigt würde. Dem widersprach allerdings die Landesregierung und verordnete den Marburgern

eine je 20%ige Beteiligung. Daraufhin verlegten sich die Professoren (♦ „Schlacht auf den Lahnbergen“) auf Methoden des passiven Widerstands, gingen aber mit dem zum „Marburger Manifest“ umgeformten Brief der 23 am 17. April 1968 auch in die Offensive. Das Manifest bestand aus zwei ganzseitigen Anzeigen in der „WELT“ und der „FAZ“ (zum Stückpreis von je 14.560 DM), die die deutsche Professorenschaft zur Unterzeichnung aufriefen. Dazu hatte man diverse Passagen des ursprünglich ja internen Memorandums unterschriftsreif abgemildert.

Von „Machtergreifung“ war z. B. nicht mehr die Rede, nur noch von einer „Vermischung des Gedankenguts der ♦ Hochschulreform mit dem eines gesellschaftlichen Umsturzes insgesamt“. „Der Hochschullehrer hat seine Amtspflichten in der Gewissheit und unter der Voraussetzung übernommen, daß an der Hochschule die Arbeitsbedingungen für freie Forschung und Lehre garantiert sind.“ Die seien aber nicht mehr gewährleistet, wenn „die über Forschung und Lehre entscheidenden Gruppen sich zum großen Teil aus Personen zusammensetzen, die sich erst anschicken, Wissenschaft zu erlernen“. Hieraus wird überraschend deutlich, dass es den zu 96% männlichen und im Durchschnitt um die 60 Jahre alten Unterzeichnern des Manifestes neben der sicher ehrlichen Furcht vor einer weltanschaulich geprägten Universität auch um die eigenen Privilegien der inhaltlichen Ausrichtung, der Etatverwaltung und der Stellenvergabe ging, über die die Ordinarien keinem paritätisch besetzten Gremium Rechenschaft geben wollten.

In der Hochschulgeschichte der BRD nimmt das „Marburger Manifest“ größeren Raum ein, denn es gilt als Grundsatzpapier des 1970 gegründeten „Bundes Freiheit der Wissenschaft“

der sich, von Wirtschaft und Industrie großzügig finanziert, fast 30 Jahre lang darum bemühte, die politischen Folgen der Hochschulreform rückgängig zu machen. (C. B.)

### MEINHOF, ULRIKE (1934-1976)

*„Marburg ist von bewaldeten Hügeln umgeben, irgendwo an einer Stelle mit wunderschöner Aussicht ist da ein Ausflugslokal ... Juni. Hochdruckgebiet. Waldluft und ein warmer Abend. ... Ich schilderte den Sozialismus als einzige Möglichkeit, alles zu verwirklichen, was die wirklichen Christen (ich kannte schon meine Partnerin) wirklich gewollt hatten. ... Es wurde nicht kalt an diesem Sommerabend, es sprachen Brecht und Busch und Lenin und Christus und Mao und Platon, und im Hintergrund spielte jemand in der Musikbox immer wieder das gleiche Lied, einen Schlager, der machte uns ganz mild und wild und sensibel und schwärmerisch, das werden wir nie vergessen, das Lied. Das war nicht die Internationale und nicht Der Osten wird rot, sondern es war der Südwind: Hörst du den Südwind?“*

So schildert Klaus-Rainer Röhl, Herausgeber der Zeitschrift „konkret“, sein entscheidendes Treffen mit der 23-jährigen Studentin Ulrike Marie Meinhof. Sie war 1955 nach Marburg gekommen, um Pädagogik und Psychologie zu studieren und fiel in der damaligen Hochburg der Burschenschaften dadurch auf, dass sie zu einer Kurzhaarfrisur Hosen trug und Pfeife rauchte. Obwohl sie über ihren Jugendfreund Werner Link, der bei Wolfgang Abendroth Politikwissenschaft studierte, auch mit sozialistischem Gedankengut in Kontakt kam, fand ihre Politisierung im christlichen Widerstand gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr

statt. Sie schrieb entsprechende Artikel, legte sich 1959 auf einem Studentenkongress gegen Atomrüstung mit einem schneidigen Oberleutnant der Reserve namens Helmut Schmidt an, wurde Redakteurin bei „konkret“ und als solche zweimal vom damaligen Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß verklagt. In den 60er Jahren war sie, Mutter zweier Töchter und in einer schwierigen Ehe mit Röhl gefangen, der sie bei jeder Gelegenheit betrog, eine der bekanntesten linken Journalistinnen der BRD. Sie war gut mit den Schriftstellern Peter Rühmkorf und Günter Grass bekannt, unterstützte die Studentenbewegung publizistisch und trat auch in Diskussionsrunden im Fernsehen auf. Am 24. Mai 1970 sollte ihr Fernsehspiel „Bambule“ (über die Unterdrückung weiblicher Fürsorgezöglinge) ausgestrahlt werden. Aber die Sendung wurde kurzfristig abgesetzt, denn zehn Tage vorher befreite Ulrike Meinhof mit drei bewaffneten Komplizinnen den Kaufhausbrandstifter Andreas Baader aus der Haft und wurde in der Folge die meistgesuchte Terroristin der ♦RAF. (C. B.)

**MINIROCK** 1968 gehörte der Minirock zum Straßenbild. Die jungen Frauen zeigten viel Bein und mussten dazu keine der unpraktischen Strümpfe mit Haltern mehr tragen, denn Perlonstrumpfhosen machten sie unnötig und verhalfen zu viel mehr Bewegungsfreiheit.

Die *Swinging Sixties* der Londoner Carnaby Street (dem Mekka aller Modebewussten und Freundinnen der Popkultur) hatten ihre Heldinnen in zerbrechlich dünnen Models mit kurzen Haaren wie Twiggy, deren kindlicher Charme noch durch extrem groß geschminkte Augen hervorgehoben wurde. Die Britin Mary Quant,

die als Erfinderin des Minirocks gilt, entwarf um 1968 für diesen langbeinigen, jugendlichen Frauentyp verschiedene Kollektionen von sehr kurz geschnittenen Kleidern in knalligen Kontrastfarben. Aber auch andere Designer von Weltruf hatten ihn inzwischen ganz selbstverständlich im Programm und Normalsterbliche bekamen sie günstiger in Marburg, zum Beispiel im Kaufhaus Ahrens in der Universitätsstraße oder TEKA in der Bahnhofstraße. (K. B.)

**NOTSTANDSGESETZE** Das 17. Gesetz zur Änderung des Grundgesetzes, mit dem für den Fall eines äußeren oder inneren Notstandes oder eines nicht näher definierten „Spannungsfalles“ der Rechtsstaat im Kern bewahrt, aber wesentliche Grundrechte eingeschränkt werden sollen, war so umstritten, dass zwei Versuche, es einzuführen, 1960 und 1962 im Bundestag am Widerstand der SPD gescheitert waren. Die Fassung, der die SPD als Mitglied der Großen Koalition schließlich zustimmte, war gegenüber den vorigen abgemildert, hatte es aber trotzdem noch in sich: Einsatz der Bundeswehr auch im Innern, Einschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses, der Unverletzlichkeit der Wohnung, des Rechts auf Freizügigkeit und der freien Berufswahl und nicht zuletzt die Aufhebung der Gewaltenteilung konnten zu Recht alle nervös machen, die sich in der deutschen Geschichte ein wenig auskannten. Noch dazu wurde der volle Wortlaut des Gesetzes erst nach seiner Verabschiedung veröffentlicht – was natürlich wenig geeignet war, um das berechtigte Misstrauen zu zerstreuen. Warum die Politik dieses Gesetz dennoch so verzweifelt einführen wollte, ist rasch gesagt: mit seinem Inkrafttreten erloschen die sog. Sicherheitsvorbehalte der Alliierten von 1952, die im Krisenfall noch viel extremer gewesen wären. Die Bundesrepublik, die ja nach wie vor ein besetztes Land war, gewann also mit den Notstandsgesetzen ein weiteres Stück Souveränität hinzu.

Das sah die **DAPO**, sahen Universitäten, Gewerkschaften, Kirchen, Medien und nicht zuletzt die Marburger Studierenden ganz anders: Man befürchtete das Heraufziehen einer neuen faschistischen Diktatur, und kein anderes Thema neben der

◆ Hochschulreform sorgte in der Lahnstadt für so viele Proteste wie die Notstandsgesetze. Im Mai 1968, an dessen Ende die Verfassungsänderung beschlossen werden soll, jagt in Marburg eine Protestaktion die nächste: Am 8. Mai findet im Hörsaalgebäude ein Teach-in mit 1.200 Teilnehmenden statt. Am 11. Mai nehmen rund 800 Marburger/innen am Sternmarsch auf Bonn teil. Am 13. Mai liegen 300 Studierende auf dem Marktplatz, behindern den Verkehr und fordern eine Aussprache mit Oberbürgermeister  
◆ Georg Gassmann, die dann am nächsten Tag unter tumultartigen Umständen im Hörsaalgebäude stattfindet und gleich noch eine Demo gegen die Berichterstattung der Oberhessischen Presse nach sich zieht. Am 15. Mai kommt es zu einem Vorlesungsstreik, bei dem die Treppenaufgänge des Hörsaalgebäudes blockiert werden, vom 19. bis zum 21. Mai schließlich sogar zu einem Hungerstreik gegen die Notstandsgesetze, an dem rund hundert Personen teilnehmen und dessen Erfolglosigkeit ein Studentenvertreter so kommentiert: „Genau das wollten wir der Studentenschaft klarmachen, daß mit den Mitteln des passiven Protests nichts zu erreichen ist.“

In der Nacht zum 28. Mai wird das Hörsaalgebäude komplett besetzt, man nächtigt auf Matratzenlagern im Foyer, verrammelt die Eingangstüren und bemalt die Fenster (deren es dort ja bekanntlich nicht wenige gibt) mit Parolen gegen die Notstandsgesetze. Rudolf Zingel, Verwaltungsdirektor der Uni und den Studierenden im Streit um die Hochschulreform stets eng verbunden, muss eine Scheibe einschlagen, um ins Gebäude zu kommen, den Reinigungskräften Zutritt zu verschaffen und eine Rote Fahne vom Dach zu holen. Währenddessen fordern 150 korporierte

Studenten auf einer Gegendemonstration ihr Recht auf Vorlesungsbesuch und besetzen als *Gegenschlag* auch kurzfristig die Räume des AStA, wo sie erstmal Kaffee angeboten kriegen und bald eifrig mitdiskutieren. Rektor Madelung wird dagegen von den Blockierern beleidigt, und der RCDS kündigt an, den AStA wegen des Verstoßes gegen das Verbot allgemeiner politischer Betätigung zu verklagen. Am 29. Mai schließen sich auch noch 150 Schüler/innen dem Protest gegen die Notstandsgesetze an, verkünden einen Schulstreik und verschließen die Türen des Internats Steinmühle mit Gips. Danach zieht eine Schülerdemo von der Steinmühle über Elisabethschule, Philippinum und Waldorfschule bis zur Martin-Luther-Schule – wo sie von Gegendemonstranten mit Wasserbomben beworfen wird ...

So hatten also auch Marburg und die BRD ihren „Mai '68“, ohne dass sich allerdings – wie in Frankreich (♦Paris) – die Gewerkschaften den Protesten anschlossen. Und nicht nur die Revolution blieb aus; die Notstandsgesetze wurden bis heute nicht angewendet, sodass auch die Angst vor einer neuen faschistischen Diktatur sich schließlich verflüchtigte. (C. B.)

## **NS-VERGANGENHEIT**

*„Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.“*

(Bertolt Brecht, *Leben des Galilei*)

Am 1. Juli 1968 wurde der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer tot in seiner Wohnung aufgefunden. Zwar wurde eine private Leichenschau durchgeführt, die Fremdverschulden ausschloss, allerdings keine gerichtliche Obduktion angeordnet. Im Gegenteil gab die Staatsanwaltschaft den Körper auffällig schnell

zur Verbrennung frei. Dabei war Bauer, der wie kein Zweiter die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit durch deutsche Gerichte vorangetrieben, Eichmann gefunden und die Auschwitzprozesse durchgeführt hatte, fast pausenlos mit Todesdrohungen belästigt worden. Er selbst sagte, dass er überall außerhalb seines Büros praktisch Feindesland betrete.

Viele APO-Aktivist\*innen (APO, Teufel, Fritz) bezeichneten die Auschwitzprozesse als Initialzündung ihrer Politisierung, und die Aufarbeitung auch der eigenen, familiären NS-Vergangenheit wurde dadurch neben Hochschulreform und dem Protest gegen Notstandsgesetze und Vietnamkrieg zu einem Hauptthema der deutschen „68er“. Allerdings führte der wohlfeile Vorwurf mangelnden Heldentums an die Vätergeneration die Nachgeborenen gelegentlich auch zu einer politischen Selbstüberschätzung als späte Widerstandskämpfer gegen den Faschismus, wenn nicht gar zu einer psychopathologischen Identifikation mit dessen Opfern. Neben der individuellen Schuld wurde seit 1968 aber nun eben auch der Gedanke einer kollektiven Verantwortung thematisiert: Wer und was hat die NS-Diktatur eigentlich ermöglicht? Und durch den Einzug der NPD in verschiedene deutsche Landesparlamente, den Militärputsch in Griechenland und eben die Verfassungsänderungen durch die Große Koalition tauchte damals eine für die junge Generation noch viel beklemmendere Frage auf: Wäre sie immer noch oder wieder möglich? Und was ließ sich dagegen tun?

Was sich dafür tun ließ demonstrierte 1968 der ehemalige NS-Richter Eduard Dreher, der auf wundersame Weise gerade im Justizministerium in Bonn saß. Er brachte klammheimlich

ein „Gesetz gegen Ordnungswidrigkeiten“ auf den Weg, das jedem *Gehilfen* einer strafbaren Tat (auch bei NS-Vergehen) eine Verjährung nach 15 Jahren zusicherte. Als der Bundestag dieses Gesetz am 10. Mai 1968 tatsächlich verabschiedete, muss zumindest Fritz Bauer seine Lebensaufgabe als sinnlos betrachtet haben. (C. B.)

**OBERMAIER, USCHI (\*1946)** war durch das hemmungslose Ausspielen des *Weibchen-Schemas* wahrhaft emanzipierten Frauen schon früh ein Dorn im Auge. (♣Frauenbewegung) Weiblichen Ehrgeiz, der kein anderes Ziel kennt, als die Frau an der Seite eines erfolgreichen, mächtigen, berühmten oder in sonst einer Hinsicht interessanten Mannes zu werden, hat es vermutlich immer gegeben. In Form eines Aufstiegs zu *Räuberbraut* oder *Muse* richteten sich entsprechende Sehnsüchte aber auch schon in früheren Jahrhunderten gelegentlich auf besonders auffällige Männer am Rande der patriarchalischen Gesellschaft und befriedigten dabei gleichzeitig ein romantisches Bedürfnis nach Auflehnung gegen die bestehenden Verhältnisse.

Ohne besondere Talente oder politisches Interesse und nicht einmal dem weiblichen Schönheitsideal der 50er und frühen 60er Jahre entsprechend, suchte auch Obermaier nach dem *wilden Mann* und lernte als immerhin tamburinschlagender Groupie der Rockgruppe Amon Düül auf den Essener Songtagen 1968 Rainer Langhans kennen, den Struwelpeter der ♣Kommune 1. Und erst jetzt wurde es merkwürdig: Denn Langhans und die Kommune waren zwar berühmt, aber weitgehend mittellos. Dafür entsprach die knabenhafte Obermaier plötzlich einem von der Boulevard-Presse neu propagierten Frauenbild und finanzierte durch ihre Fotomodelltätigkeit ihren *Macker*. Zusammen wurden die beiden durch Oben-Ohne-Fotos in der Illustrierten „Stern“ zum „schönsten Paar der ♣APO“ stilisiert und verließen als solches die Kommune. Obermaier orientierte sich allerdings bald wieder anders, suchte (und fand) die Bekanntschaft von Jimi Hendrix, Mick Jagger und Keith Richards, galt also wieder als klassisches *Trophäenweibchen*.

Die Groupies der 60er machten allerdings auch die Rockstars selbst zu ihren Trophäen; am eindeutigsten Cynthia *Plaster-Caster* Albritton (\*1947), die Penisabdrücke ihrer berühmten Liebhaber sammelte. Eine Kollegin musste dazu neben dem Schlafzimmer stets mit einem frisch angerührten Messbecher Gips bereitstehen, bis die Herren bereitstanden. Das entsprach auf sonderbare Weise sogar der berühmten Forderung weiblicher ♦SDS-Mitglieder: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen!“

Die pathologische Verehrung für die Sangeskünstler der 60er, die junge Frauen veranlasste, sich über Roadies und Begleitmusiker bis zu den Stars selbst hochzuschlafen, illustriert dann wieder die Autobiografie von Pamela des Barres (\*1948), „I’m with the Band“. Dort beschreibt sie, wie sie schon als Halbwüchsige ihrer schwärmerischen Liebe zu Paul McCartney sehr privaten Ausdruck verlieh; indem sie nämlich für jede abgehende Blähung seinen Namen in Schönschrift in ein extra angelegtes Schulheft eintrug. Erst als ein Dutzend Schulhefte voll war, wurde ihr soviel Bewunderung dann doch wieder peinlich.

Uschi Obermaier geriet durch das Bild, das die Illustrierten der Öffentlichkeit von ihr vermittelt hatten, 1973 ins Visier eines nach bürgerlichen Maßstäben sozusagen final wilden Mannes, nämlich des Hamburger Bordellbesitzers Dieter Bockhorn. Halb zog sie ihn, halb sank er hin – die beiden ungewöhnlichen Menschen verfielen einander. Obermaier kaufte von ihrem eigenen Erbe einen Bus, tourte mit Bockhorn um die halbe Welt (immer wenn das Geld knapp war, wurde wieder eine Fotostrecke verkauft) und ertrug „Das wilde Leben“ (so der Titel einer Spielfilm-Biografie)

bis hin zu den Schlägen des gewalttätigen Zuhälters. Erst nach seinem Unfalltod baute sie sich in den USA als Schmuckdesignerin tatsächlich ein eigenes Leben auf, wird aber immer noch gern interviewt und samt ihrer alten Fotos hervorgeholt, wenn wieder ein 68er-Jubiläum ansteht. (C.B.)

**OLYMPIA 1968** Zehn Tage vor Eröffnung der Olympischen Spiele in Mexico-City kam es zu einem staatlich gelenkten Massenmord, der heute hoffentlich jede Kulturnation zum sofortigen sportlichen Boykott treiben würde. Auch in Mexiko waren die Studierenden schon mehrfach für mehr demokratische Rechte auf die Straße gegangen, aber an diesem 2. Oktober 1968 feuerte die Polizei Maschinengewehrsalven in die versammelte Menge: 300 Menschen starben, weit mehr wurden verletzt und von den Überlebenden wurden noch tausend verhaftet, um jeden weiteren Protest vor den Augen der Welt zu verhindern. IOC-Präsident Avery Brundage, der schon 1936 vor den Nazis gekuscht hatte, sah jedoch „absolut keine Verbindung zwischen Studentenunruhen und den Olympischen Spielen“, und das Olympische Komitee schloss sich seiner Ansicht an – die Spiele fanden statt.

Sportlich dominierten die Amerikaner, und vor allem die Sprungwettbewerbe wurden Legende: So wurde der Amerikaner Dick Fosbury als erster mit dem nach ihm benannten „Fosbury-Flop“ Olympiasieger im Hochsprung und sein Teamkollege Bob Beamon stellte mit 8,90 Metern einen Weitsprungrekord auf, der fast ein Vierteljahrhundert Bestand hatte

Das berühmteste Bilddokument der Olympischen Sommerspiele von 1968 wurde dennoch das einer politischen Demonstra-

tion: Die farbigen US-Sprinter Tommie Smith und John Carlos reckten bei der Siegerehrung für den 200 m-Lauf (den Smith in Weltrekordzeit gewonnen hatte) die Fäuste in den Himmel, während die amerikanische Nationalhymne gespielt wurde. Die schwarzen Handschuhe, die sie sich dazu übergezogen hatten, waren das Symbol der militanten „Black Panther Party“ und das Bild ihr Protest gegen ein Amerika, das Schwarze nur anerkannte, wenn sie sportliche Leistungen erbrachten. Beide wurden daraufhin übrigens mit sofortiger Wirkung aus der US-Olympiamannschaft und auch aus dem Olympischen Dorf hinausgeworfen, denn der Sport sollte ja schließlich unpolitisch bleiben! (C.B.)

## ORDINARIEN

*„Der Ordinarius für Nationalökonomie setzte seine Kollegstunde hier in Marburg planvoll auf 1 Uhr, wo kein Student kam, sodaß der Kultusminister ihn schließlich mit der Disziplinaruntersuchung bedrohte.“*

(Theodor Birt, *Marburger Licht- und Schattenbilder*,  
Marburg 1927)

In der Zeit um 1868, an die Theodor Birt sich in diesem Zitat erinnert, stand über einem arbeitsunwilligen ordentlichen Professor nur noch der preußische Kultusminister – und selbst der konnte ihm keine direkten Anweisungen erteilen. Hundert Jahre später war das nur geringfügig besser geworden. Wer einmal einen Lehrstuhl innehatte, regierte darauf wie ein kleiner König über seine Assistent/innen, Sekretärinnen und natürlich Studierenden. Der Ordinarius hatte die alleinige Budgetgewalt, Personalverantwortung und bestimmte autokratisch die Unterrichtsinhalte. Da

wurde natürlich manches Steckenpferd geritten; aber dem Studierenden, der Lehrplanmodernisierungen forderte oder auch nur auf die Anrede „Herr Professor“ verzichtete, konnte es passieren, dass selbst ein ehemaliger NS-Kriegsrichter wie der Marburger Juraprofessor Erich Schwinge ihm süffisant lächelnd sagte: „Sie machen in Marburg kein Examen!“ Dann konnte man nur noch die Uni wechseln, denn es gab kein institutionelles Korrektiv und somit keine Gegenwehr gegen die *einsamen* Entscheidungen eines Ordinarius.

Selbst hoch qualifizierte Assistent/innen trugen ganz selbstverständlich die Aktentaschen der Chefs und mussten *ihren* Professor auch mal zum Einkaufen fahren. Entsprechende Assistent/innenstellen wurden nicht einmal ausgeschrieben, sondern nach Guts-herrenart vergeben, und die Bewerber mussten bisweilen mit ihren Ehefrauen zum privaten Empfang beim Professor und seiner Gattin (die meist ein *Mitspracherecht* besaß) antanzen, um ihre Eignung *nachzuweisen*. Ein amerikanischer Medizinstudent sagte einmal, dass er im Grunde keine Vorstellung von der Leibeigenschaft im Zeitalter des Feudalismus hatte – bis er an eine deutsche Ordinarienuniversität kam, während ein damaliger Hochschulassistent beklagte, er sei in dieser Zeit praktisch täglich an den Rand seiner Selbstachtung getrieben worden. Die Ordinarien hatten zudem Zensur- und Verbotsbefugnisse gegenüber studentischen Aktivitäten; als z. B. eine Marburger Studentenzeitschrift Anfang der 60er Jahre ein Gedicht von Allen Ginsberg abdrucken wollte, wurde dies von professoraler Seite kurzerhand verboten.

Die hessische ♦ Hochschulreform, die auch den Studierenden ein akademisches Mitspracherecht einräumte, wurde deshalb von

den mehrheitlich konservativen Ordinarien als so etwas wie der Beginn der chinesischen Kulturrevolution betrachtet. (♦Institutsbesetzungen, ♦„Marburger Manifest“, ♦„Schlacht auf den Lahnbergen“) (C.B.)

## OSTERUNRUHEN

*„Drei Kugeln auf Rudi Dutschke / ein blutiges Attentat  
Wir haben genau gesehen / wer da geschossen hat.“*

(Wolf Biermann, *Drei Kugeln auf Rudi Dutschke*)

Das Attentat auf ♦Rudi Dutschke am Gründonnerstag den 11. April 1968 führte auch in Westdeutschland zu den heftigsten Straßenkämpfen, die man seit der Weimarer Republik erlebt hatte. Die gezielte Hetze, die die Springerpresse im Vorfeld gegen diesen einen führenden Kopf der Studentenbewegung initiiert hatte, führte schon am gleichen Abend zur Belagerung des Springerhochhauses in West-Berlin. Dabei wurden Molotow-Cocktails geworfen, Fensterscheiben zertrümmert und Auslieferungsfahrzeuge der BILD-Zeitung umgestürzt. Mit Hilfe des Verfassungsschutzagenten Peter Urbach (der die Brandsätze lieferte) radikalisierte sich ein Teil der Berliner ♦APO, die über Gewaltanwendung gegen Sachen bislang nur diskutiert hatte. Noch stärker als nach der Ermordung Benno Ohnesorgs mussten die Studierenden den Eindruck gewinnen, dass gezielt auf sie geschossen wurde.

Auch in Marburg kam es am 12. April zu einer Kundgebung, auf der Christoph Ehmann, mittlerweile Bundesvorsitzender des „Verbands Deutscher Studenten“, vor rund 400 Teilnehmern sagte, dass sich nicht nur unter den Nazis „Schreibtischmörder“ befunden hätten, sondern auch unter den für das Dutschke-Attentat

Verantwortlichen im Berliner Senat und im Springerkonzern zu suchen seien. Anschließend forderten einige Vertreter der Studierenden „Aktionen auf allen Ebenen“ gegen die Springerpresse, ehe sich ♦Wolfgang Abendroth zwar ebenfalls für Aktionen aussprach, aber die Studierenden auch zur Besonnenheit aufrief. Die eigentlichen Osterunruhen fanden dann (neben Berlin) hauptsächlich in Frankfurt und München statt, wo die Demonstranten Druckereien belagerten, um die Auslieferung der Springer-Zeitungen zu verhindern. Allerdings waren diese Aktionen längst nicht so spontan und standen auch nicht in einem so engen Zusammenhang mit dem Dutschke-Attentat, wie es scheinen mag, denn der ♦SDS hatte bereits auf seiner Bundesdelegiertenkonferenz vom 8. September 1967 einen Beschluss verabschiedet, der genau solche Aktionen vorsah. Zynisch könnte man fast sagen, dass die Schüsse auf Dutschke gerade recht kamen, um die lange vorbereitete Anti-Springer-Kampagne zu befeuern.

Insbesondere die Frankfurter Demonstration hatte auch Auswirkungen auf die Diskussionen in Marburg. Viele Marburger Studierende waren nach Frankfurt gefahren, um an Demonstrationen und der Blockade der Druckerei teilzunehmen, in der die BILD-Zeitung gedruckt wurde. Bei einer großen Kundgebung vor der Blockade auf dem Frankfurter Römer hatte Wolfgang Abendroth die Studierenden aufgefordert, den Schulterschluss mit gewerkschaftlich organisierten Arbeitern und Angestellten zu suchen.

In München hatten während der Demonstrationen der Pressefotograf Klaus Frings und der Student Rüdiger Schreck so schwere Verletzungen erlitten, dass sie starben; und obwohl die Umstände

zumindest im Fall Schreck nie eindeutig geklärt wurden, lasteten Polizei, Presse und Politik diese Todesfälle sofort den Demonstranten an. In Marburg veranstaltete der AStA auf dem Marktplatz zwei Teach-ins, bei denen Teilnehmende der Frankfurter Protestaktionen die Presseberichte über die *Alleinschuld* der Demonstranten zurückwiesen, aber gerade Politiker wie Walter Wallmann, die erst nach einem massiven Polizeieinsatz gerufen hatten, die Eskalation aber dann ausschließlich der Protestbewegung anlasteten, nahmen an „der Diskussion am Marktbrunnen“ nicht teil; angeblich, um sie nicht aufzuwerten. Der RCDS verklagte den AStA aufgrund der Teach-ins sogar wegen unzulässiger politischer Betätigung.

Unangenehmer war noch ein Leserbrief des Marburger Volkswirtschaftsprofessors Ernst Heuß, der in der „Oberhessischen Presse“ vom 27. April seinen Kollegen Abendroth aufgrund der Münchner Todesfälle seinerseits als „Schreibtischmörder“ bezeichnete und mit Goebbels verglich. Das löste nicht nur eine heftige Leserdebatte aus, in der Abendroth mehrheitlich verteidigt wurde. Auch im Kleinen Senat der Universität wurde darüber gestritten, ob sich der (durch Abwesenheit glänzende) Professor Heuß bei Abendroth entschuldigen sollte. Als sich der Senat stattdessen nur zu der Erklärung durchrang, „daß er keinen Anlaß habe, an der Integrität und Verfassungstreue Prof. Abendroths zu zweifeln“, legte der Direktor des Staatswissenschaftlichen Instituts Professor Erich Hoppmann Dienstaufsichtsbeschwerde gegen diesen Beschluss ein. Nachdem das nichts fruchtete, sah sich Hoppmanns Ordinarienkollege Professor Ernst Wolf (übrigens selbst ein Verfolgter des NS-Regimes) noch im Juni 1968 veranlasst,

Abendroths Verfassungstreue in einem weiteren Leserbrief vehement in Frage zu stellen.

Noch heute kann man gerade an diesen *kleinen*, wenig geschichtsträchtigen Vorgängen erkennen, wie tief 1968 die Gräben zwischen den konservativen Ordinarien und der progressiven Bewegung an der Philipps-Universität waren. (C. B.)

**PARIS, MAI '68** Der legendäre „Mai '68“ in Paris unterscheidet sich von den Studentenunruhen in der BRD, indem er für kurze Zeit tatsächlich revolutionäre Verhältnisse schuf. Diese Entwicklung beruhte auf der Tatsache, dass sich in Frankreich mehrere Millionen Menschen und insbesondere die Gewerkschaften mit den Studierenden solidarisierten, was in Deutschland nie gelang.

Nachdem an der Universität im Vorort Nanterre seit Anfang 1968 diverse Demonstrationen gegen Vietnam, de Gaulle etc. stattgefunden haben, besetzen Studierende am 3. Mai auch die Sorbonne, die daraufhin vom Rektor geschlossen wird. Die Gebäude werden von der Polizei geräumt, aber nur eine Woche später besetzen die Studierenden das gesamte Quartier Latin und bauen Barrikaden. Mit massiver Gewaltanwendung und unter Tränen- und Giftgaseinsatz beendet die Polizei in der Nacht auf den 11. Mai auch diese Besetzung. Daraufhin solidarisieren sich die Einwohner von Paris und die französischen Gewerkschaften mit den Studierendenprotesten und rufen für den 13. Mai einen Generalstreik gegen das de Gaulle-Regime aus. An diesem Generalstreik beteiligen sich zwischen 7 und 10 Millionen Franzosen – selbst Fußballprofis hissen rote Fahnen auf den Dächern ihrer Vereinsheime und die Tänzerinnen der Folies Bergère weigern sich, aufzutreten. Die Linke beginnt bereits, über eine mögliche Machtübernahme zu diskutieren, gelangt aber zu keiner Einigung.

Am 29. Mai verlässt Präsident de Gaulle fluchtartig seinen Amtssitz, begibt sich nach Baden-Baden in den Schutz des Hauptquartiers der französischen Besatzungstruppen in Deutschland

und sagt zu deren General Jacques Massu: „Alles ist verloren. Die Kommunisten haben das Land lahmgelegt. Ich habe keine Macht mehr.“ Mit Mühe gelingt es Massu, den Präsidenten zur Rückkehr zu bewegen. Einen Tag später löst de Gaulle die Nationalversammlung auf, schreibt Neuwahlen aus und verhandelt mit den Gewerkschaften. Die handeln eine Erhöhung des Mindestlohnes von 30 % heraus und beenden den Generalstreik. Bei der folgenden Parlamentswahl gewinnt de Gaulle sogar die Mehrheit der Stimmen. „Dany le Rouge“, Daniel Cohn-Bendit, einer der studentischen Rädelsführer mit engen Verbindungen zum **SDS**, wird daraufhin in Frankreich zur unerwünschten Person erklärt, wandert nach Frankfurt aus und hat schon im August '68 ein Buch über den Mai '68 fertig! (C. B.)

**PILLENKNICK** Mit der Antibabypille, die seit dem 1.6.1961 in Deutschland zu haben war, kamen für alle, die sie kaufen konnten, hinsichtlich der Verhütung sorgenfreie Zeiten. Zunächst galt das allerdings nur für verheiratete Frauen (**Ehe**). Das erste Produkt von Schering hieß „Anovlar“ und wurde vorgeblich zur Behandlung von Menstruationsbeschwerden genutzt. Die Zeitschrift „konkret“ rief noch im Juli 1968 ihre Leserinnen und Leser unter der Überschrift „Freiheit für die Pille“ dazu auf, ihnen die Adressen von Ärzten zu senden, die die Pille auch ledigen Frauen verschrieben. Auch Unverheiratete hatten dann über die Jahre leichter die Möglichkeit, sich körperlich mit dem anderen Geschlecht zu vergnügen, ohne sich um Schwangerschaft sorgen zu müssen. Nach dem geburtenstarken Jahrgang 1964 gab es in Deutschland 1967 bis 1969 daher den so genannten „Pillenknicke“, das heißt, es

wurden viel weniger Kinder geboren. Die Zahl der Eheschließungen in Deutschland ist ab 1961 (bis 1978) ebenfalls kontinuierlich zurückgegangen: Waren es 1961 noch 699.339, gab es 1968 nur noch 563.826 Hochzeiten.

Diese gelebte sexuelle Freiheit wiederum wurde vor allem von der katholischen Kirche heftig kritisiert, die Ehe und Familie dadurch als generell gefährdet betrachtete. Papst Paul VI. sprach sich im Juli 1968 in der „Enzyklika Humanae Vitae“ vehement gegen alle künstlichen Verhütungsmittel aus. Es sei „jede Handlung verwerflich, die entweder in Voraussicht oder während des Vollzugs des ehelichen Aktes oder im Anschluss an ihn beim Ablauf seiner natürlichen Auswirkungen darauf abstellt, die Fortpflanzung zu verhindern“ (♦Kolle, Oswald). (K.B.)

**POP ART** Die „documenta 4“ in Kassel bot vom 27.6. bis 6.10.1968 aus der Pop Art alles, was Rang und Namen hatte, zählte mehr als 200.000 Besucher/innen und wurde erstmals auch international richtig wahrgenommen. Zu den Ausstellenden gehörten neben Roy Lichtenstein und Tom Wesselmann u. a. auch Richard Lindner, David Hockney und der Meister dieser Kunst, Andy Warhol, mit seinen zehn knallbunten „Marilyn“-Siebdrucken.

Da das Abbilden von Alltagskultur und Darstellung in Comic-Manier zum Konzept gehörten, waren in der Pop Art Übergänge speziell zwischen Produktwerbung (♦„Geheime Verführer“) und Kunst oft fließend. Gestaltung von Platten-Covern und Plakaten sind die populärsten Bereiche im 68er-Grafik Design. Provokation und Auffälligkeit mittels starker Farben, frecher Fotografien und ungewöhnlicher Perspektiven gehören unbedingt dazu.

Werbekünstler Charles Paul Wilp trieb das Ganze mit seiner „Sexy-mini-super-flower-pop-op-cola“-Afri-Kampagne auf die Spitze. Warhol hatte ebenfalls als Schaufensterdekorateur und Werbegrafiker gearbeitet, bevor er allein von seiner Kunst leben konnte. Er war 1968 bereits sehr erfolgreich und wurde in einer wilden Schaffensperiode von Filmen in seiner „Factory“ am 3. Juni 1968 das Opfer eines Attentats durch eine feministische Ex-Mitarbeiterin namens Valerie Solanas. Warhol überlebte, schwer verletzt durch mehrere Schüsse. 1969 ließ er sich vom Starfotografen Richard Avedon mit den entblößten Narben porträtieren. (K. B.)

**PRAGER FRÜHLING** Als die Kommunistische Partei der ČSSR am 5. Januar 1968 den Slowaken Alexander Dubček zum Ersten Sekretär wählt, scheint das nur ein Trick des stalinistischen Präsidenten Antonin Novotny zu sein, um dem slowakischen Teil der Bevölkerung die Gleichberechtigung zu suggerieren, die dieser seit vielen Jahren fordert. Aber schon zwei Monate später hebt Dubček die Pressezensur auf, und nach weiteren drei Wochen muss der Hardliner Novotny zurücktreten. Am 5. April kündigt Dubček die Rehabilitation politisch Verfolgter an, die Rede- und Versammlungsfreiheit, den Wegfall von Reisebeschränkungen, die Unabhängigkeit der Gerichte und die Privatisierung kleiner und mittlerer Betriebe. Sein Ziel ist ein „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ – und der wird in der Tschechoslowakei und besonders der Hauptstadt Prag begeistert aufgenommen. Die Zeitungsauflagen explodieren, auch westliche Presse ist erhältlich, Musikclubs und Theater schießen aus dem Boden und noch am

12. August 1968 schreibt die New York Times: „Für alle unter 30 scheint Prag in diesem Sommer genau der richtige Ort zu sein.“

Für die kommunistischen Machthaber in den angrenzenden *Bruderstaaten* – alle deutlich über 30 – sind die Prager Reformen die Konterrevolution, die bei der eigenen Bevölkerung seltsame Sehnsüchte wecken könnte. Zweimal wird Dubček zum Rapport zitiert; einmal nach Dresden, einmal nach Moskau. Als die Reformen daraufhin dennoch nicht zurückgenommen werden, setzen sich die roten Dinosaurier in Bewegung, marschieren mit 7.500 Panzern und 300.000 Soldaten am 21. August in der Tschechoslowakei ein und zertrampeln das, was im Westen der *Prager Frühling* genannt wurde. Und obwohl damit auch die einzige Hoffnung auf eine realisier- und vorzeigbare sozialistische Alternative beendet ist, bleibt die demonstrationsfreundliche APO erstaunlich ruhig. In Marburg sind es jedenfalls gerade mal an die 100 Studierende, die am 23. August 1968 gegen die gewaltsame Besetzung der ČSSR auf die Straße gehen. Vielleicht weil Semesterferien sind? (C. B.)

„**QUARTETT IM BETT**“ Film von Ulrich Schamoni, BRD 1968. Ingo Insterburg, Karl Dall, Peter Ehlebracht und Jürgen Bartz spielen sich selbst – und ein linksalternatives Bohemeleben, das sie so sicher nie geführt haben. Man liest bergeweise Comics, bemalt Schlafzimmerwände, badet in einem umfunktionierten Schlauchboot, spielt nackt Klavier und bestätigt einem freundlichen Gerichtsvollzieher immer mal wieder die eigene Besitzlosigkeit. Zum Essen trifft man sich in einer Vierer-WG von weiblichen Fans, die aber außer Komplimenten für ihre Kochkünste nicht viel geboten bekommen, dann muss man auch schon wieder das ständig defekte Automobil zum nächsten Auftritt schieben. Diese Sponti-Handlung wird immer wieder von den satirischen (und bisweilen Live-Auftritten entnommenen) musikalischen Gigs von „Insterburg & Co“ und den selbstironischen Gesangeinlagen der „Jacob Sisters“ unterbrochen, in deren Bett die Insterburgs am Abend landen.

Der sehr mild anarchistische Schwarzweiß-Film knüpft – wenn auch weniger legendär – an den Erfolg der Münchener Tagediebkomödie ♦ „Zur Sache, Schätzchen“ an und vermittelt zumindest die kommerziell verwertbare Ahnung jener (trotz erheblichen Machogehabes) antibürgerlichen Lebensentwürfe, die 1968 die Bundesrepublik durchwehten. Und weil dabei, gewissermaßen als Weiterentwicklung von Unterwäsche-Schätzchen Uschi Glas, auch gelegentlich Andrea Raus nacktes Hinterteil in den Blick geriet, gab die FSK den harmlosen Streifen erst „ab 18“ frei, was die Produzenten eigentlich schon damals nur als zusätzliche Werbung betrachtet haben können. (C. B.)

**RAF UND TERRORISMUS** Die Geschichte des politischen Terrorismus in der BRD wird sich so lange nicht vollständig schreiben lassen, wie die Rolle seiner staatlichen Begünstigung (durch Stasi und Verfassungsschutz) aufgrund der Geheimhaltung oder Vernichtung entsprechender Akten historisch nur unzureichend aufgearbeitet werden kann.

Als Ausgangspunkt gilt der 2. Juni 1967 mit der Erschießung Benno Ohnesorgs. Der Schütze, Karl-Heinz Kurras, war Mitglied der politischen Polizei Westberlins und gleichzeitig Inoffizieller Mitarbeiter der Staatsicherheit der DDR, ohne dass man deswegen aber von einem *Auftragsmord* von irgendeiner Seite sprechen könnte (♦Zweiter Juni). Die ersten Waffen, die daraufhin in der linken Szene auftauchten (Molotow-Cocktails, Bomben, Pistolen etc.), stammten dagegen eindeutig von Peter Urbach, einem Agenten des Berliner Verfassungsschutzes. Auch die Eskalation der Polizeigewalt gegen die Anti-Schah-Demonstranten vom 2. Juni 1967 war bereits eine geplante Maßnahme; die linke Szene sollte radikalisiert werden.

Wie in der Geschichte der deutschen Linken nicht anders zu erwarten, zerfiel auch der Linksterrorismus in mehrere Gruppierungen. Die RAF („Rote Armee Fraktion“, 1970), die „Bewegung 2. Juni“ (1972) und die „Revolutionären Zellen“ (1973) waren zwar personell, finanziell und über die gemeinsame Unterstützung und Ausbildung durch die „PFLP“ (Volksfront für die Befreiung Palästinas) auch institutionell eng verbunden. Dennoch warfen sie einander stets die *falsche* linke Gesinnung vor, und insbesondere RAF und „Bewegung 2. Juni“ konkurrierten geradezu um die öffentliche Aufmerksamkeit, während sich der internationalistische

Flügel der „Revolutionären Zellen“ schließlich dem Söldnertum des Auftragsterroristen Ilich Ramirez Sanchez, genannt „Carlos“, zuwandte. Individuell psychotische und strukturell sektenartige Züge lassen sich indes allen Gruppierungen zuordnen.

Die Geschichte des Terrorismus wurzelt zwar zeitlich im Frühjahr 1968, als Gudrun Ensslin und Andreas Baader eine Brandstiftung in einem Frankfurter Kaufhaus verübten. In der Person des Autodiebs und notorischen Schlägers Baader zeigt sich aber bereits, dass das kriminelle Element stets Vorrang vor dem revolutionären hatte. Banküberfälle und in einem Fall die Entführung eines millionenschweren Wäschefabrikanten (durch die „Bewegung 2. Juni“) dienten in erster Linie der teuren Lebenshaltung im Untergrund. Anfangs noch – wenn auch hanebüchen – politisch-militärisch motivierte Bombenanschläge z. B. auf US-Einrichtungen wichen sehr bald Geiselnahmen zur Freipressung inhaftierter Gesinnungsgenossen, sodass die angeblich revolutionären Gruppierungen schon Mitte der 70er Jahre eigentlich nur noch Gefangenenbefreiungsbewegungen waren. Dabei stellte insbesondere die RAF (spätestens mit der Entführung einer deutschen Passagiermaschine im Herbst 1977) die Freiheit ihrer Führerfiguren sogar über die des Volkes, das doch angeblich befreit werden sollte. (C. B.)

## ROCK & ROLL

*„Der Rock ist ein Gebrauchswert, der ein besonderes Bedürfnis befriedigt.“*  
(Karl Marx)

Der Rock & Roll konnte 1968 bereits auf eine eigene Geschichte zurückblicken, die Elvis Presley, Bill Haley, Chuck Berry u. v. a. schon in den 50er Jahren geschrieben hatten. In Europa hatte

die permanente Aufgekratztheit, die diese Musik beim jugendlichen Publikum hervorrief, jedoch noch den Charme der *Wildheit* und symbolisierte den Widerspruchsgeist der Jugend gegen das Hergebrachte. In den frühen 60ern wurde das Stellvertreter-Rebellentum der Rockmusiker vor allem in England gepflegt, wo zunächst die Beatles und später verstärkt die Rolling Stones auf eine *Bürgerschreck-Image* festgelegt waren. In den USA war Rock & Roll dagegen bereits im Mainstream angekommen und konnte in zweierlei Hinsicht modernisiert werden:

Der „Politrock“ gründete sich auf eine in den USA ungebrochene gewerkschaftsnahe Tradition der Folkmusic von Joe Hill über Woody Guthrie und Pete Seeger bis zu Joan Baez. Zur Gelenkstelle zwischen Folk und Rock wurde vor allem Bob Dylan, dessen Poesie den Nerv einer ganzen Generation traf. „Blowin’ in the Wind“, „Times they are a-changin’“ oder „Tambourine Man“ wurden weltweit zu Hymnen der 60er Jahre, Demonstrationen wurden zu Festivals – und umgekehrt. Rockbands, die nicht bereit waren, auf den immer größeren Open Air-Festivals in Monterey (1967), Newport (1968) und Woodstock (1969) unentgeltlich aufzutreten, verschwanden bisweilen in der Versenkung, während andere, z. B. Janis Joplin, dort zu Legenden wurden. Die Strahlkraft dieser Veranstaltungen, bei denen kein Eintritt verlangt wurde, war übrigens so groß, dass das entsprechend verwöhnte Publikum auch bei nicht kostenfreien Musikdarbietungen spontan gegen deren Kommerzialisierung demonstrierte und Musiker und Veranstalter sich fragen mussten, wie sie denn ihren Lebensunterhalt verdienen sollen. Insbesondere Woodstock verbindet man bis heute mit dem befreiten Lebens- und Liebesgefühl der späten 60er Jahre,

allerdings eben auch mit der zunehmenden Kommerzialisierung dieser Phänomene. In der von Jimi Hendrix auf der E-Gitarre verfremdeten amerikanischen Nationalhymne begegnete der Politrock sogar der anderen Weiterentwicklung des Rock & Roll.

Im Gegensatz und als Ergänzung zum Politrock ging der „Psychedelic Rock“ (Grateful Dead, Jefferson Airplane, u. v. a.) gewissermaßen den Weg in die Innerlichkeit und versuchte, die im Drogenrausch (♦Drogen) gemachten Erfahrungen qua Farben, Lautstärke, Lightshow und Projektion nach außen zu transportieren. Wesentliche Kennzeichen sind vor allem die *nie gehörten* Klänge der Synthesizer, Verzerrer, Echo- und sog. „Whawha“-Geräte sowie die wie im Rausch um sich selbst kreisenden E-Gitarrensoli. (C. B.)

„SCHLACHT AUF DEN LAHNBERGEN“, DIE Wenn man die „Schlacht auf den Lahnbergen“ googelt, landet man im Jahr 1324 und bei Landgraf Otto dem Ersten von Hessen – der das gleichnamige Gemetzel gegen das Erzbistum Mainz damals zu allem Überfluss auch noch verloren hat. Die „Schlacht auf den Lahnbergen“, um die es im Folgenden gehen soll, fand allerdings 644 Jahre später statt.

Hessen ist inzwischen demokratisch verfasst, d. h. wer Gesetze erlässt und politische Entscheidungen fällt, wird durch Wahlen von den Menschen, deren Leben von diesen Gesetzen und Entscheidungen beeinflusst wird, dazu bevollmächtigt. Ein weiteres Merkmal der Demokratie ist die Öffentlichkeit dieser Prozesse, die 1968 in Hessen ebenfalls weitgehend gegeben ist – außer an den hessischen Hochschulen und also auch in Marburg. Hier herrscht eine kleine Minderheit von ordentlichen Professoren (♦Ordinarien) über die Studierenden und wissenschaftlichen Assistent/innen wie Otto der Erste über seine Hessen.

Allerdings fühlen sich die Ordinarien in ihrer Herrschaft und ihren Privilegien massiv bedroht. In Hessen gibt es nämlich seit 1966 eigentlich ein vom Landtag erlassenes Hochschulgesetz, das z. B. die paritätische Mitbestimmung von Studierenden und Assistent/innen in den Universitätsgremien vorschreibt; deshalb sind die mehrheitlich so würdevollen Professoren schon das ganze Jahr 1968 hindurch gezwungen, sonderbar unwürdige Dinge zu tun, um dieses Gesetz zu umgehen. Sie verhindern z. B. durch Nonsens-Anträge und Dauerreden, dass die Vertreter/innen der Studierenden die ihnen zustehenden Plätze im satzunggebenden Senat einnehmen können. Oder sie verhindern

die Beschlussfähigkeit dieses Gremiums, indem sie sich – obwohl anwesend – nicht in die Anwesenheitsliste eintragen. Oder gestandene Professoren der Jurisprudenz verweigern die von der Landesregierung geforderte Ausarbeitung einer gesetzmäßigen Universitätssatzung mit dem unwiderlegbaren Argument, dass das entsprechende Hochschulgesetz ja irgendwann wieder geändert werden könnte.

Vor allem die Öffentlichkeit der Entscheidungsfindung in den Universitätsgremien wird vehement abgelehnt; denn der eigentliche Spaß an feudalherrlichen Entscheidungen ist ja gerade, dass niemand kontrolliert, wie sie zustande kommen. Da kann man dann sozusagen auch schon mal mit den richtigen wichtigen Leuten nur telefonieren. Oder Essen gehen. Vor kurzem erst (am 8. Juli 1968) haben die Marburger Ordinarien einen neuen Hochschul-Rektor gewählt, ohne jene linken Professorenkollegen, die möglicherweise gegen den Kandidaten gestimmt hätten, überhaupt vom Stattfinden einer Wahl in Kenntnis zu setzen. Allerdings ist so viel Heimlichkeit auch eine Reaktion auf das Verhalten der Studierenden. Die fordern nämlich nicht nur die Öffentlichkeit solcher Sitzungen, sondern pflegen sie dann auch zu stören bzw. zu *sprengen*, wenn sie nicht so verlaufen, wie sie das gerne hätten. So war es am 29. Juni bei einer angesetzten Rektorenwahl. So war es auch am 10. Oktober, als SDS- und ASO-Aktivisten durch massive Störungen den ordnungsgemäßen Verlauf einer SPD-Versammlung in den Stadtsälen (Ecke Universitäts-/Gutenbergstraße) verhinderten.

Am 19. Dezember ist dann plötzlich der Kleine Senat der Philipps-Universität verschwunden. Schon vier Wochen zuvor hatte

er beschlossen, an diesem Tag über den Umgang mit möglicherweise drohenden Studienbeschränkungen (Numerus clausus) zu beraten; ein Thema, an dessen öffentlicher Diskussion die von ihm unmittelbar betroffenen Studierenden natürlich stark interessiert sind, auch wenn Rektor Dietrich Pirson versichert hat, es würde bei dieser Gelegenheit noch keine Entscheidung getroffen. Schon am 18. Dezember hat es deshalb in der Philosophischen Fakultät ein AStA-Teach-in gegeben. Dabei wurde auch daran erinnert, dass in Marburg schon einmal (am 21. Juli 1967) klammheimlich die Einführung eines Numerus clausus für die Fächer Romanische Philologie und Anglistik beschlossen wurde. Rund 300 Studierende fordern daraufhin die Öffentlichkeit entsprechender Sitzungen oder deren Verhinderung und blockieren die (ohnehin verschlossenen) Eingänge zum Dekanat. Dabei geht eine Glastür zu Bruch. Am gleichen Abend tagt im Savignyhaus auch ein Gremium der Juristischen Fakultät – zum gleichen Thema. Da die studentische Öffentlichkeit auch dort nicht zu- bzw. eingelassen wird, blockiert sie in Form eines Sit-ins wenigstens die Halle. Daraufhin rufen die Juristen die Polizei, die die „Belagerung des Savignyhauses“ beendet.

Am nächsten Tag ist die Zahl der Studierenden, die sich zu einem Teach-in im Hörsaalgebäude versammeln, auf 500 angewachsen. Als dann der Kleine Senat, der doch eigentlich tagen sollte, nicht auffindbar ist und stattdessen Polizisten das Rektorsgebäude bewachen, fühlen die Studierenden sich allmählich verschaukelt. Irgendwann erreicht den AStA-Vorsitzenden Gerd Mangel, der in dieser Funktion ordentliches Mitglied des Kleinen Senats ist, ein Brief von Rektor Pirson: Die Sitzung sei auf Anraten

der Polizei ins Universitätsneubauamt auf den Lahnbergen verlegt worden.

Schon seit Anfang der 1960er Jahre wird auf den Lahnbergen neu gebaut: Das Universitätsklinikum und diverse naturwissenschaftliche Fakultäten sollen aus der Stadt dorthin ausgelagert werden. Aber obwohl auch hier ein „Marburger Modell“, nämlich die Vor-Ort-Fertigung von modularen Betonfertigteilen, die Bauzeit beschleunigen soll, werden in der Marburger Bevölkerung angeblich schon Wetten darüber abgeschlossen, wer wohl schneller da ist: die Amerikaner auf dem Mond oder die Universität auf den Lahnbergen? Eine erste Bauphase war jedoch schon 1967 abgeschlossen und darum hat das Universitätsneubauamt seine Räumlichkeiten bereits dort, wo seine Anwesenheit am dringendsten erforderlich ist.

Am 19. Dezember 1968 sind die Lahnberge verschneit und es herrschen hier oben, knapp zweihundert Meter höher als im Lahntal, bereits Minustemperaturen, als eine Autokarawane heranrollt, die in der beginnenden Winterdämmerung 300 *geladene*, aber eben nicht eingeladene Studierende vor den ebenfalls von der Polizei blockierten Türen des Universitätsneubauamtes absetzt. An ein Sit-in ist im Schnee natürlich nicht zu denken, also lockern die Demonstranten sich durch das Singen von Weihnachtsliedern auf. Die Stimmung bleibt aber nicht lange weihnachtlich, sondern wird sogar recht dramatisch – und ab hier widersprechen sich auch die Berichte der studentischen und der konservativen Lokalpresse. Laut Darstellung der „marburger blätter“ lässt die Polizei selbst den doch extra herbeigerufenen AStA-Vorsitzenden Mangel nicht ins Gebäude, laut „Oberhessischer

Presse“ will er auch gar nicht so richtig. Erst gegen 17.30 Uhr darf der offizielle Studentenvertreter für fünf Minuten passieren (mb) bzw. taucht im übrigens beschlussfähigen Kleinen Senat auf und sagt laut OP-Bericht: „Ich muß in fünf Minuten wieder unten sein. Wenn ich dort nicht sage, daß die Sitzung abgebrochen wird, erfolgt ein gewaltsames Eindringen.“ Dass gelegentlich bereits Schneebälle gegen das Gebäude geworfen werden, ist zwar nicht überliefert, aber sehr, sehr wahrscheinlich.

Als der Senat keinerlei Zugeständnisse macht, erfolgt um 17.39 Uhr das, was die „marburger blätter“ euphemistisch als den Versuch bezeichnen, „in das Gebäude zu gelangen, um die Öffentlichkeit der Sitzung herzustellen“. Tatsächlich geht dabei die Eingangstür zu Bruch und als die Polizei mit den hausinternen Feuerwehrschräuchen die Erstürmung des Gebäudes mehrfach verhindert, folgen Fensterscheiben im Wert von rund 30.000 DM. *Wasserwerfer* (also die Feuerwehrschräuche), Polizeihunde, eine nachrückende (angeblich aus Kassel angeforderte) Hundertschaft der Bereitschaftspolizei: Die „Schlacht auf den Lahnbergen“ endet nach einer halben Stunde mit dem Abzug der durchnässten und verfrorenen Studierenden – und geht dennoch als die gewalttätigste Demonstration des Jahres 1968 in die Geschichte der Marburger Studentenproteste ein. Rektor Pirson spricht später von der „Herrschaft einer von einer Funktionsclique falsch informierten und aufgeputzten Menge.“ Der Marburger AStA bezeichnet dagegen die Heimlichkeit der Gremiensitzungen und ihrer einsamen Beschlüsse als die eigentliche Gewalt. (C. B.)

**SDS** Die führende Rolle des **Sozialistischen Deutschen Studentenbundes** als Sammelbecken einer zersplitterten Linken lässt sich durch die institutionelle Vorgeschichte erklären: Am 17.8.1956 wird die KPD (Kommunistische Partei Deutschlands) als verfassungsfeindliche Organisation verboten. Am 15.11.1959 beschließt die SPD in ihrem Godesberger Programm die „Öffnung“ der Partei für bürgerliche Kreise. Ziel der SPD ist nun nicht mehr die Verwirklichung des Sozialismus. Der SDS füllt für kurze Zeit diese Lücke, denn hier will man immer noch den Sozialismus auf Erden durchsetzen. Darum wird er als ursprüngliche Hochschulorganisation der SPD (deren Vorsitzender 1947/48 z.B. Helmut Schmidt war) durch den SHB (Sozialdemokratischer Hochschulbund) ersetzt, ja 1961 fasst die SPD sogar einen „Unvereinbarkeitsbeschluss“: Wer im SDS ist, kann nicht SPD-Mitglied sein.

In den 1960er Jahren wird der SDS teilweise von der DDR finanziert, die deshalb auch bei den Richtungsstreitigkeiten innerhalb der Organisation eine Rolle spielt. 1966 verfasst der Marburger Politologe Frank Deppe ein „Schulungsprogramm“, das sich an orthodoxen sozialistischen Vorgaben orientiert, d. h. die Rolle des Proletariats in den Vordergrund stellt. Sein Gegenspieler wird **Rudi Dutschke**, der die „antiautoritäre“ Fraktion des SDS anführt und ein entsprechendes Programm durchsetzt. Die Sonderstellung des SDS endet am 26.11.1968, als in Frankfurt die DKP (Deutsche Kommunistische Partei) gegründet wird, woraufhin die Studentenorganisation sich anderthalb Jahre später offiziell selbst auflöst.

Es folgt eine Zersplitterung, ja Selbstzerfleischung der westdeutschen Linken, die fast schon satirische Züge trägt: Da gibt es

neben der KPD/ML (Marxisten-Leninisten) die KPD/AO (Aufbauorganisation), die einander erbittert bekämpfen; neben dem KBW (Kommunistischer Bund Westdeutschlands) tatsächlich den BWK (Bund westdeutscher Kommunisten) – Monty Python lässt grüßen! Zu den vielen „K-Gruppen“ der BRD gehörte auch der MSB (Marxistischer Studentenbund), der außerhalb Marburgs jedoch nie die übergeordnete Rolle spielte, die der SDS erfüllt hatte.

In den USA bedeutete das gleiche Kürzel übrigens etwas anderes, nämlich **Students for a Democratic Society**. (C.B.)

**SIT-IN** Ein Akt des passiven Widerstands und zivilen Ungehorsams, wie ihn Anfang der 1960er Jahre erstmals die amerikanische Bürgerrechtsbewegung zur Aufhebung der Rassentrennung praktizierte, indem farbige Aktivisten sich auf die für Weiße reservierten Plätze von Restaurants setzten. Das Sit-in verbreitete sich als einfache aber wirkungsvolle Demonstrationsform rasch in der gesamten westlichen Welt, also auch bis nach Marburg. Hier kam es z. B. am 13. Mai 1968 auf dem Marktplatz zu einem Sit-in gegen die Notstandsgesetze, wobei 300 sitzende und liegende Studierende den damals sogar noch zweispurigen Autoverkehr durch die Oberstadt lahmlegten. Als „Sitzblockade“ erlebte das Sit-in während der frühen 1980er Jahre in der deutschen Friedensbewegung eine Wiedergeburt und wurde von einem Marburger Richter noch bei den Streiks der Studierenden in den 1990er Jahre als aktive Form von Nötigung verurteilt. (C.B.)

**TEUFEL, FRITZ (1943-2010)** kommt mit 19 Jahren und dem Berufswunsch „humoristischer Schriftsteller“ nach Berlin, um Germanistik, Publizistik und Theaterwissenschaften zu studieren. Politisiert durch die Auschwitzprozesse und seine erste große Liebe besucht er 1965/66 einen marxistischen Arbeitskreis, den ♦Rudi Dutschke veranstaltet. Im nächsten Sommersemester ist er im ♦SDS, im nächsten Wintersemester bereits in der ♦Kommune 1. Sehr bald überflügelt Teufel das dortige Hauptrumpelstilzchen Dieter Kunzelmann an Witz, Schlagfertigkeit und Fantasie beim Kreieren medientauglicher Provokationen, wie z.B. dem *Pudding-Attentat* auf den amerikanischen Vizepräsidenten. Seine mediale Popularität macht ihn aber auch zu einer bevorzugten Zielscheibe der Justiz, die an Teufel immer wieder ihre Exempel zu statuieren versucht. 1967/68 laufen zeitweise fünfzehn Verfahren gegen ihn.

Am Abend des ♦2. Juni 1967 wird Teufel als angeblicher Steinwerfer verhaftet – und erst nach 148 Tagen in Untersuchungshaft von diesem Vorwurf (den sogar Filmaufnahmen widerlegen können) freigesprochen. Zeitgleich verbringt der Polizeibeamte Kurras, der am 2. Juni Benno Ohnesorg erschossen hat, keinen einzigen Tag in Haft, nutzt seine Freiheit erwiesenermaßen, um Beweismittel zu vernichten und wird noch vor Teufel freigesprochen; was selbst die liberale „ZEIT“ veranlasst, von einer Zwei-Klassen-Justiz zu schreiben. Teufel inszeniert seine Gerichtsverhandlungen stets als absurdes Theater und führt die Richter und Staatsanwälte mit ihren Machtritualen regelrecht vor. In die „Tagesschau“ und auch die internationalen Schlagzeilen schafft er es, indem er auf die Aufforderung, sich bei Eintritt des Gerichts zu erheben, trocken erwidert: „Na, wenn’s der Wahrheitsfindung dient ...“

Einigen letztinstanzlich ausgesprochenen Freiheitsstrafen entzieht er sich im Februar 1970, indem er in den Untergrund geht – drei Monate bevor ihn ein allgemeiner Straferlass für Taten in APO-Zusammenhängen amnestiert hätte. Als er im Juni 1970 verhaftet wird, macht man ihn prompt für einen versuchten Brandanschlag auf das Münchner Amtsgericht verantwortlich: Teufel muss für zwei Jahre ins Gefängnis. 1973 taucht er erneut unter und wird nun steckbrieflich als Terrorist gesucht. Als man ihn am 13. September 1975 mit einer Waffe in einer konspirativen Wohnung der „Bewegung 2. Juni“ fasst, wird er mit großem Medienecho angeklagt, an der Ermordung des Berliner Kammergerichtspräsidenten von Drenkmann und der Entführung des CDU-Politikers Peter Lorenz beteiligt gewesen zu sein.

Vier Jahre lang ermittelt die Bundesanwaltschaft zu Lasten des Angeklagten, dann glaubt man, genügend Indizien gegen Teufel beisammen zu haben und strebt eine lebenslange Freiheitsstrafe an. Aber nach Hochsicherheitstrakt und Hungerstreiks präsentiert der Angeklagte am 27. Mai 1980 plötzlich ein Alibi: Die ihm aufgrund vager Indizien und noch gewagterer Konstruktionen zur Last gelegten Taten kann er gar nicht begangen haben, weil er zu den Tatzeiten nachweislich als Schichtarbeiter in einer Fabrik in Essen gearbeitet hat. Die Bundesanwaltschaft, die ja eigentlich neutral ermitteln muss, ist blamiert, und genau das war auch Teufels Absicht: „Es ging mir darum, die Methoden des Staatsschutzes und der Justiz bloßzustellen“ sowie ihr absolut einseitiges Bestreben „jeden zu verurteilen, der seine Unschuld nicht beweisen kann.“ Der auch in der Presse längst vorverurteilte *Top-Terrorist* kann das Gericht als freier Mann verlassen und ist von da

an – wenigstens zeitweise – als humoristischer Schriftsteller bei der Satirezeitschrift „Pardon“ beschäftigt. (C. B.)

**„TRAU KEINEM ÜBER 30!“** Jerry Rubin reklamiert in seinem Buch „Do it! Scenarios für die Revolution“ dieses Schlagwort der Jugendbewegung nachdrücklich für Jack Weinberg, einen der Führer des Free Speech Movement, das 1964 an der Universität von Berkeley gegründet wurde. Der damit auf den Punkt gebrachte Generationenkonflikt war einfach, eingängig und deutlich: Es ging gegen die gesellschaftlich etablierten Generationen, deren magische Grenze in den USA das 30. Lebensjahr darstellte, in dem man es ökonomisch gesehen *geschafft* haben sollte. Er stürzte einfachere Gemüter wie Rubin aber auch in Identitätsprobleme, weil sie 1968 stramm auf die 30 zungen. Da wurde dann eben die „revolutionäre Geburt“ (als Mitglied der Protestbewegung) vorgeschützt und die Furcht erregende 30 in eine ferne Zukunft verlegt. Aber auch nach diversen Selbstfindungstherapien und als Apple-Aktionär und Anzugträger auf der etablierten Seite der Gesellschaft angekommen, schrieb Rubin seine Autobiografie noch unter dem Titel: „Erwachsen mit 37“. Vieles vom Wahn einer permanenten Jugendlichkeit, der uns bis heute nervt, mag also auf diese Zwangsneurose einiger ewig junger 68er zurückgehen.

In Deutschland ließ sich der Slogan natürlich noch ganz anders deuten: Wer 1968 über 30 war, hatte womöglich eine zu hinterfragende **NS**-Vergangenheit – und sei es als Hitlerjunge. Insofern entfaltete der Spruch hier eine politische Dimension, die ihn zusätzlich griffig machte.

Ein anderes berühmtes Motto der 68er-Bewegung: „Wer zweimal mit der gleichen pennt, gehört schon zum Establishment“, lässt sich jedoch eher als ein lautes Pfeifen im sich nur sehr allmählich lichtenden Wald der sexuellen Befreiung, wenn nicht gar als bloßes Machogehabe verstehen. Dagegen setzten die Feministinnen das Diktum: „Das Private ist politisch“ und forderten damit die Diskussion der angeblichen Frauenthemen Kinder und Familie. Der Hippie-Spruch: „Make love, not war!“ wirkt demgegenüber eigentlich wieder etwas zu simpel, und erst die jungen Franzosen, die im Mai '68 in Paris Barrikaden bauten, wurden mit ihrem Slogan: „Unter dem Pflaster, der Strand!“ zu den wahren Straßenpoeten der globalen Jugendproteste. (C.B.)

**UNRASIIERT** und bärtig, langhaarig und ohne Scheitel konnten die jungen Männer 1968 ihren Protest gegen das Establishment auch ohne Worte schlicht zur Schau tragen. John Lennon präsentierte sich mit hinten schulterlangem Haupthaar und wuscheligen Koteletten, Ringo Starr trug einen feinen Schnurrbart, von den ungebändigten Locken eines Jimi Hendrix ganz abgesehen. Das Gegenbild fand sich in Heinos gekämmtem Blondhaar, mit dem er „Treue Bergvagabunden“ besang, oder im Schopf von Heintje, dem Traum jeder ♣ „Mama“. Im Musical ♣ „Hair“ treffen beide Welten aufeinander ...

Die jungen Frauen ließen ihre Mütter mit den dauergewellten Tollen Farbeexperimente machen, während sie freche Kurzhaarschnitte à la Audrey Hepburn wählten oder im Blumenkinder-Look richtig lange Haare trugen. Der letzte Schrei war übrigens die Heimtrockenhaube, unter der sich ganz privat Lockenwickel-Experimente machen ließen. (K. B.)

**VIETNAMKRIEG** Der Vietnamkrieg lässt sich auch als Stellvertreterkrieg zwischen den Großmächten verstehen: China und die Sowjetunion auf der einen Seite, die USA auf der anderen. Ziel des nordvietnamesischen Vietcongs war die Befreiung und Wiedervereinigung des seit 1954 geteilten Landes, während die USA das antikommunistische südvietnamesische Regime unterstützten und selbst aktiv und unter Anwendung des chemischen Kampfstoffes „Agent Orange“ im Kriegsgeschehen standen.

Im Januar 1968 hatte der Vietcong am vietnamesischen Neujahrsfest „Tet“ eine überraschende Offensive mit Guerrilla-Taktik gestartet, die bis in den September andauerte (der Krieg selbst war erst 1975 zu Ende). Die Amerikaner schlugen zurück und ganze Städte wurden entvölkert, die Zivilbevölkerung litt furchtbar.

Währenddessen solidarisierte sich einerseits die linke Studentenbewegung mit den Nordvietnamesen (der Name ihres charismatischen Anführers „Ho Chi Minh“ wurde weltweit zum Schlachtruf antikapitalistischer Demonstrationen), andererseits erstarkte die junge Friedensbewegung enorm. Seit 1966 trat das international aktive „Russell-Tribunal“ – nach seinem Gründer, dem britischen Philosophen Sir Bertrand Russell benannt – mit dem Ziel, die amerikanischen Kriegsverbrechen in Vietnam sichtbar zu machen, an die Öffentlichkeit. In diesem saß neben James Baldwin, Simone de Beauvoir, Jean-Paul Sartre, Peter Weiss und vielen anderen Mitgliedern aus 18 Ländern auch der Marburger Politikwissenschaftler ♦Wolfgang Abendroth. 1968 erschien im Berliner Voltaire-Verlag mit dem Untertitel „Manifeste zum Vietnamkrieg“ Russells „Plädoyer für einen Kriegsverbrecherprozess“.

In Marburg kam es Mitte Februar 1968 zur ersten Demonstration gegen den Vietnamkrieg, bei der allerdings nur wenig mehr als 150 Teilnehmer zum Amerikahaus in der Ketzerbach zogen. Einen zaghaften Versuch der Demonstranten, die „Internationale“ anzustimmen, übertönten die Anwohner mit dem Lied „Der Ketzerbach ein Hujaja.“

(K. B./C. B.)

## WEBER-KELLERMANN, INGEBORG (1918-1993)

Als neu berufene Professorin am damaligen „Institut für mittel-europäische Volksforschung“ war die gebürtige BerlinerIn Ingeborg Weber-Kellermann 1968 eine der wenigen lehrenden Frauen an der Marburger Universität. Ihr für das Fach richtungsweisendes Buch „Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften“ widmete sie „Meinen Studenten“. 1969 war sie die erste Dekanin des neubegründeten Fachbereichs 03 „Gesellschaftswissenschaften“ und an den Reformen der Universität maßgeblich beteiligt. Sie galt, wie ihr Schüler Dr. Andreas C. Bimmer es im Nachruf formulierte, als „überzeugte Vorkämpferin des neuen Hochschulgesetzes“.

Von Kollegen mehr oder minder liebevoll als „rote Inge“ bezeichnet, unterrichtete sie ihre Studierenden bis 1983 in dem, was im Vorgängerefach „Volkskunde“ unter „Brauchtum“ gefasst worden war, nun mit einem sozialwissenschaftlichen Zugang. So näherte sie sich zum Beispiel Ritualen wie dem Weihnachtsfest innerhalb der Familie, indem sie nicht nach dessen vermeintlich altgermanischen Wurzeln suchte, sondern auch jüngeren Formen des Brauches, wie gemieteten Weihnachtsmännern, Aufmerksamkeit schenkte. In Zusammenarbeit mit dem hessischen Rundfunk filmte sie mit ihren Schülerinnen und Schülern immer wieder Aspekte des alltäglichen Lebens auf den umliegenden Dörfern. Ingeborg Weber-Kellermann brach gerne mit den Traditionen des akademischen Stils, indem sie beispielsweise mit bis dahin unterschätztem Bildmaterial als Quelle arbeitete und ihre Arbeit immer auch in gesellschaftspolitischer Verantwortung sah.

(K. B.)

**WÜRGER VOM MARKTPLATZ, DER** Marburg war bis Mitte der 1960er Jahre als *klassische* Universitätsstadt auch eine traditionelle Hochburg der korporierten Studentenschaft. In manchen Fakultäten, etwa der juristischen, galt es geradezu als Manko, wenn ein Student nicht Mitglied einer Verbindung war. Dass sie nicht mehr die Mehrheit der Studierenden bildeten, wurde den *Mützenmännern* nur sehr allmählich klar; im Mai 1968 folgten z. B. noch 150 Korporierte als Gegendemonstration einem vom AstA organisierten Schweigemarsch gegen die Notstandsgesetze durch die Ketzertal und forderten die Marburger Bevölkerung auf: „Bitte lassen Sie Ihr Urteil über die Studenten nicht von dem Verhalten radikaler Minderheiten leiten.“

Bedroht fühlten sich die Korporierten dagegen schon am 1. Mai 1968 bei ihrem traditionellen Maieinsingen auf dem Marburger Marktplatz. Zwar hieß es später in der „Oberhessischen Presse“, das „Mailied“ habe die „Internationale“ deutlich über-tönt, aber ansonsten werden nur „Rängeleien zwischen Betrunkenen“ am Rande erwähnt. Dabei hatten lautstarke Gegendemonstranten den angetrunkenen „MüMä“ laut den „marburger blättern“ erheblich zugesetzt, während ein *Gegenflugblatt* (Flugblatt) des Corps Hasso-Nassovia eher die „BäMä“ (Bärtemänner) im akustischen Nachteil verortet. Sprechchöre wie: „Eure Zeiten sind vorbei, uns gehört der 1. Mai!“, „Haut den Fritzen auf die Mützen!“ und die Forderung: „Diskussion! Diskussion!“ provozierten allerdings die mit Fackeln angetretenen Korpsstudenten definitiv zu Gegenmaßnahmen.

Zeitweise schnappte sich ein *Alter Herr* „in beachtlicher einzelkämpferischer Leistung das Megafon der Gegensinger“

(„marburger blätter“), aber kriminell wurde es erst, als ein Mitglied des Corps Guestphalia einer Gegendemonstrantin aus der ersten Reihe (Kommentar aus der Menge der *Burschen*: „Kommunistendirne!“) wortwörtlich an die Kehle sprang, sie bis zur Ohnmacht am Hals würgte und ihr dann das Nasenbein brach. Auch hier sprach das Flugblatt der Hasso-Nassovia später zwar von *Gegenwehr*, bedauerte aber immerhin, dass „in dem allgemeinen Gewühl und der Dunkelheit versehentlich eine Frau getroffen“ wurde.

Ein außergerichtlicher Vergleich samt Schmerzensgeld ersparte dem *Würger vom Marktplatz* namens Kanter übrigens ein juristisches Verfahren, und den „marburger blättern“ zufolge entschuldigten sich am nächsten Tag vor der Mensa einige Korporierte sogar öffentlich für ihre mangelnde Diskussionsbereitschaft: „Sie seien zu besoffen gewesen.“ (C.B.)

X „Mit seinem Kreuz hat der Studierende die Wahl zwischen einem Dutzend Möglichkeiten“, schrieb die „Oberhessische Presse“ am 25. Juni 1968 zur gerade angelaufenen Wahl zum 5. Marburger Studentenparlament und zählt dann die verschiedenen „Listen“ auf: SHB, MHF, ♦SDS, LSD usw. Nur der RCDS fehlt in diesem Jahr, denn er hat sich mit den korporierten Studenten zur „Marburger-Studenten-Vereinigung – MSV“ (nicht zu verwechseln mit der „Marburger-Studenten-Union – MSU“) zusammengeschlossen. Und dann fühlen sich die konservativen Wähler noch von einer ganz neuen *Partei* angesprochen: Die „Aktion Studentenschaft – AS“ ist jedenfalls im Wahlkampf durch ♦Flugblätter aufgefallen, in denen z. B. „der gegenwärtige AStA als Agitationsforum für SDS und andere Linksradikale“ beschimpft wird. Mit diesen *rechten* Argumenten gewinnt die AS tatsächlich einen der 40 Sitze im Studentenparlament – und entpuppt sich dann plötzlich als „Tarnliste“ von vier ehemaligen SDS-Mitgliedern. Ehemalig, weil der SDS die Initiatoren hinauswarf, als er von der wahnwitzigen Aktion erfuhr; ohne allerdings die „Tarnliste“ auffliegen zu lassen. Deshalb erklärt der studentische Ältestenrat die Wahl für ungültig, ist die Arbeit der bestehenden Studierendenvertretung ausgerechnet im Sommer 1968 zumindest erschwert und kostet die Wahlwiederholung die Marburger Studentenschaft mindestens 3.000 DM – damals eine Stange Geld. Rund 9.000 Studierende werden ab dem 11. November 1968 erneut zu den Wahlurnen gerufen, nur vier dürfen ganz offiziell nicht mitabstimmen. Denn den Initiatoren der „Aktion Studentenschaft“ hat der Ältestenrat das studentische Wahlrecht aberkannt. (C. B.)

**YELLOW SUBMARINE** Animationsfilm von George Dunning,  
GB 1968

„Es war einmal – oder vielleicht auch zweimal.“ Mit der Exposition ist bereits umrissen, dass es in diesem in mehrfacher Hinsicht stilbildenden psychedelischen Pop-Art-Märchen vor allem um die Aufhebung sichtbarer Logik geht. Ein U-Boot hebt ab anstatt unterzutauchen, Größen- und Altersverhältnisse ändern sich auf Knopfdruck, Löcher, in die man fällt, kann man auch in die Tasche stecken, hinter jeder Tür liegt eine neue Spielzeugwelt und alle Dimensionen schwimmen. Ganz offensichtlich waren es Kinderbücher wie „Alice im Wunderland“ und „Der Zauberer von Oz“, die dem im Juli 1968 uraufgeführten dritten Beatles-Film (nach „A Hard Day's Night“ und „Help!“) Pate gestanden haben. Richtungweisend für Plattencover bis Ende der 70er und Video-clips noch Anfang der 80er Jahre waren neben Comic-Elementen und Regenbogenästhetik vor allem die logischen Verzerrungen der kleinen Geschichte um die Rettung des Flower-Power-Pepperlandes. (C. B.)

**YIPPIES**

„Eine hybride Mischung aus Neuer Linker und Hippie.“

(Jerry Rubin in *Do it! Scenarios für die Revolution*)

Am 31. Dezember 1967 sitzt in New York eine Handvoll politischer Aktivisten (aus Anti-War- und Free Speech-Movement) zusammen und überlegt, wie man die psychedelische Hippie-Bewegung politisieren und mit der in den unterschiedlichen politischen Protestbewegungen der Sechziger entstandenen Neuen Linken unter einem medientauglichen *Label* zusammenbringen könnte.

Ergebnis ist die *Gründung* der „Youth International Party“, die jedoch nie eine wirkliche Organisation wird, der man beitreten kann, sondern deren Mitglieder sich selbst und jeden, den sie für ihre revolutionären Zwecke geeignet halten, als „Yippie“ (nach dem bekannten Cowboy-Schrei für Lebenslust aller Art) bezeichnen.

Die dadaistischen Aktionen der Yippies und ihrer bekanntesten Protagonisten Abbie Hoffman und Jerry Rubin entsprachen dem medienwirksamen Polit-Klamauk der deutschen **Kommune 1**, was ihnen in der US-Presse auch den Namen „Groucho-Marxisten“ eintrug. So verstreuten sie (teils echte, teils falsche) Geldscheine von der Balustrade der New Yorker Börse und durften befriedigt zuschauen, wie sich die in der Halle versammelten Broker „gierig wie Tiere“ selbst auf 300-Dollarnoten stürzten. Für den Präsidentschaftswahlkampf 1968 nominierten sie (in Konkurrenz zu Richard Nixon, Hubert Humphrey und dem ultrakonservativen George Wallace) ein lebendes Schwein – mit dem Versprechen, es im Falle und zur Feier seines Wahlsiegs öffentlich zu braten und aufzuessen.

So humorvoll blieb es allerdings nicht lange: Als die Yippies ein Musikfestival in Chicago anlässlich des Parteitages der Demokraten Ende August 1968 zu einer Protestkundgebung umfunktionierten, zerschlug die Chicagoer Polizei diese mit massiver Gewaltanwendung – und klagte die linken Organisatoren („Chicago Seven“) wegen Verschwörung an. Auch wenn die entsprechenden Urteile später kassiert wurden, war mit diesem Prozess der Zenit im Kampf der Yippies für eine klassenlose Gesellschaft bereits überschritten. Ihre Position zur Anwendung

*revolutionärer Gewalt* (Rubin war u. a. ein Verehrer der psychotischen Massenmörders Charles Manson) war mehr als fragwürdig, ihr exzessiver persönlicher Drogenkonsum (Hoffman) machte sie angreifbar, und die Yippies spielten weder in der Neuen Linken noch in der Hippie-Bewegung jemals die Rolle der *Speerspitze*, zu der sie sich selbst in ihren Manifesten so selbstbewusst ernannt hatten. (C. B.)

**ZEITSPRUNG-SCHAUFENSTER 1968-2018** Alltagsgeschichte lässt sich oft am konkreten Objekt besonders gut erlebbar machen. 36 Ladeninhaber/innen der Marburger Oberstadt haben sich dazu bereit erklärt, von April bis Mai 2018 in ihren Schaufenstern einen *Zeitsprung* in Szene zu setzen: Auf der einen Seite der Ausstellungsfläche stehen zeitgenössische Waren und ein Plakat von 1968, auf der anderen Seite das aktuelle Angebot von 2018. Ein Text verbindet das Ganze jeweils thematisch. So sind beispielsweise Uhren einer bestimmten Firma von damals und heute beim Juwelier einander gegenüber gestellt, in der Buchhandlung präsentiert sich das revolutionäre Schriftgut und im Spielwarenladen zeigt sich das gewandelte Gesicht von Steiff-Plüschtieren. Der Vietnamkrieg wird exemplarisch greifbar in einer Schallplatte der Friedensbewegung, die *Sexuelle Revolution* in einem Filmplakat von 1968, die Mode der Zeit an Schaufensterpuppen in verschiedenen Oberbekleidungsgeschäften. Viele der alten Objekte tragen Gebrauchsspuren ihres 50-jährigen Daseins ... (K. B.)

**„ZUR SACHE, SCHÄTZCHEN“** Film von May Spils, BRD 1967 (Uraufführung: 4. Januar 1968)

Werbetexter Martin (Werner Enke) führt in Schwabing das Leben eines Tagediebs: „Ich mag’s gar nicht, wenn die Dinge sich morgens schon so dynamisch entwickeln.“ Sein bester Freund Henry (Henry van Lyck) zwingt ihn mit vorgehaltener Waffe auf die Straßen Münchens („Am frühen Nachmittag um drei schon raus aus dem Bett, was soll denn das!?“), wo die beiden nach Inspiration für einen neuen Schlagertext suchen. Im Freibad finden

sie stattdessen die hübsche Bürgertochter Barbara (Uschi Glas), die Martin für seine Verhältnisse heftig umwirbt: „Kommen Sie, ich schieße Ihnen einen Nerz!“ Als es aber irgendwann um Zukunftsvorstellungen, Job und Kinder geht, rudert er zurück: „Das passt alles nicht so richtig in meine Pseudophilosophie.“ Weil er einen Einbruch beobachtet, sich bei der entsprechenden Anzeige bei der Polizei aber selbst verdächtig gemacht hat, wird Martin mehrfach verhaftet. Einmal ermöglicht ihm Barbara die Flucht, indem sie die Polizisten durch einen Striptease bis zur weißen Spitzenunterwäsche ablenkt. „Die wirklichen Erlebnisse sind nur ein schlaffer Ersatz für die Fantasie.“ Zuletzt richtet Martin aus reinem Interesse daran, was dann wohl passiert, seine ungeladene Waffe auf die Polizei, die in Notwehr auf ihn schießt – aber es ist nur ein Streifschuss und der schon Totgeglaubte beruhigt sogar den aufgeregten Schützen (Rainer Basedow): „Da hamse aber noch mal Schwein gehabt!“ Ausblende.

Diese stark handlungsreduzierte Sprücheklopperkomödie wurde zur Überraschung aller Beteiligten nicht nur zu einem Kultfilm, sondern auch zum Sensationserfolg des Jahres: 6,5 Millionen Besucher/innen, Goldene Leinwand, Bundesfilmpreise 1968 in den Kategorien: Bester Film, Bester Nachwuchsdarsteller und (extra für diesen Film geschaffen und nie wieder verliehen) Beste Dialoge. Offenbar traf das dargestellte Lebensgefühl der jungen Generation einen Nerv des Publikums, das diverse Sprüche des Hauptdarstellers Enke (der unter Pseudonym am Drehbuch beteiligt war) in die Umgangssprache übernahm. Obwohl sie bereits als „Halbblut Apanatschi“ im deutschen Kino tätig gewesen war, wurde Uschi Glas erst durch diesen Film zum Star, während das

Paar Spils/Enke danach anscheinend nur noch (sehr ähnliche, aber weniger erfolgreiche) neue Filme drehte, wenn das Geld von den alten alle war. Bis heute gilt „Zur Sache, Schätzchen“ als einer der wenigen wirklich unterhaltsamen Autorenfilme. Eigentlich sollte Martin übrigens in der Tradition von Godards „Außer Atem“ am Schluss tatsächlich getötet werden. Aber weil kurz vor Drehbeginn am 2. Juni 1967 Benno Ohnesorg erschossen wurde, entschied man sich für ein alternatives, offenes Ende. (C. B.)

**ZWEITER JUNI (1967)** „Diese Demonstration ist eine Probe darauf, ob auf die Studenten zu zählen ist, wenn einmal Fragen von noch ernsterer Natur das öffentliche Leben überschatten sollten“, sagte Soziologieprofessor Werner Hofmann, als am 23. Mai 1967 zweitausend Marburger Studierende im strömenden Regen vom Hörsaalgebäude zum Collegium Gentium in der Gutenbergstraße zogen, um gegen Kürzungen im Uni-Etat zu protestieren. Am Abend des 3. Juni waren es dann zunächst nur einige Dutzend, die mit Fackeln und schwarzen Plakaten auf eine Frage ernsterer Natur, nämlich die Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg in Berlin am Tag zuvor, aufmerksam machen wollten. Die Besucher/innen des Studentenballs in der Mensa ließen sich jedoch die Stimmung nicht gern verderben und die herbeigerufene Polizei beendete mit nur vier Beamten die unangemeldete Trauerkundgebung.

In Berlin waren einige tausend Polizisten im Einsatz, um die Demonstrationen vor Rathaus und Oper gewaltsam auseinander zu treiben – und zumindest der Pressesprecher des Berliner Senats wusste schon im Voraus von der geplanten Eskalation, als er

einigen Journalisten am Vormittag verriet: „Heute Abend gibt's Dresche!“

Vieles an diesem Tag war beispiellos. Dass sich am Rathaus Anti-Schah-Demonstranten und *Jubelperser* nur durch eine Absperrung getrennt gegenüberstanden, fiel selbst dem Regierenden Bürgermeister Heinrich Albertz als „unmöglich“ und „sagenhaft“ auf. Dass die Polizei nicht eingriff, als die *Jubelperser* sich als Mitglieder des iranischen Geheimdienstes SAVAK entpuppten und mit Stahlrohren und Knüppeln auf die deutschen Demonstranten einschlugen, forderte auch die vornehme „ZEIT“ zu einem höhnischen Kommentar über demokratische Polizeiarbeit heraus. Dass die Demonstranten am Abend vor der Oper gezielt an eine Stelle gelockt wurden, an der sie der (mit dem Ruf: „Knüppel frei!“) angreifenden Polizei beim besten Willen nicht ausweichen konnten und dass schließlich der flüchtende Germanistikstudent Benno Ohnesorg, der kein anderes Delikt begangen hatte, als ein rotes Hemd zu tragen, zusammengeschlagen und in den Hinterkopf geschossen wurde, gehört zu den absoluten Tiefpunkten der bundesdeutschen Geschichte.

Die Folge war, dass die Studierenden trotz Nachrichtensperre und Demonstrationsverboten auch in Marburg wieder auf die Straße gingen: 1.500 folgten am 8. Juni 1967 einem Schweigemarsch zum Gedenken an den ermordeten Kommilitonen und hörten den die folgenden zwei Jahre sozusagen prägenden Aufruf des AStA-Vorsitzenden Christoph Ehmann: „Die Gewalttaten von Berlin sollten auch dem Letzten gezeigt haben, daß politisches Engagement das Gebot der Stunde ist.“ (C.B.)

## ZEITLEISTE „MARBURG UND DIE WEITE WELT“

01.12.66 Die Große Koalition in Bonn nimmt ihre Arbeit auf.

01.01.67 Gründung der Kommune 1 in Berlin

FRÜHJAHR 1967 Das *Marburg-Virus* fordert sieben Todesopfer.

06.04.67 „Pudding-Attentat“ der K1 auf den amerikanischen Vizepräsidenten Hubert Humphrey vereitelt

21.04.67 Militärputsch in Griechenland

22.05.67 Kaufhausbrand in Brüssel mit mehr als 200 Toten

23.05.67 In Marburg beginnt ein zweitägiger Vorlesungsstreik gegen Etatkürzungen des Landes mit einer Demonstration von 2.000 Studierenden – im strömenden Regen vom Hörsaalgebäude zum Collegium gentium in der Gutenbergstraße. Erboste Autofahrer beschweren sich darüber, dass sich der Verkehr bis zur Gisselberger Straße zurückstaut.

02.06.67 Nach der gewaltsamen Auflösung einer Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien wird in Berlin der Student Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen.

03.06.67 Während im Marburger Mensa-Gebäude der sog. ‚Studentenball‘ stattfindet, versuchen einige Studierende ihre Kommilitonen durch eine von Fackeln beleuchtete Trauerkundgebung auf das Geschehen in Berlin hinzuweisen. Die Polizei beendet diese nicht genehmigte Demonstration.

05.-10.06.67 Sechs-Tage-Krieg Israels gegen diverse verbündete arabische Staaten

08.06.67 1.500 Marburger Studierende ziehen zur Trauerbekundung wg. Ohnesorg schweigend vom Hörsaalgebäude zur Gutenbergstraße.

**16.-18.06.67** Pop-Festival Monterey (Kalifornien) im Summer of Love 1967; mit Jimi Hendrix, Janis Joplin, The Who u. v. a. Im **OKTOBER '67** erscheint die Single „Mama“ von Heintje und wird in Deutschland die erfolgreichste Schallplatte des Jahres 1968.

**09.10.67** In Bolivien wird Che Guevara erschossen.

**ENDE NOVEMBER 1967** Das Marburg-Virus wird erfolgreich isoliert.

**13.12.67** Der Sohn eines Professors entdeckt den „Brief der 23“, eine Argumentationshilfe der Professoren gegen die Mitbestimmung der Studierenden, auf dem Schreibtisch seines Vaters und übergibt ihn dem Marburger AStA zur Veröffentlichung.

**21.01.68** Vor mehreren Marburger Kirchen werden antiklerikale Flugblätter verteilt. Die Initiatoren der Flugblattaktion werden wegen Gotteslästerung (§ 166 StGB) angeklagt.

**31.01.68** Beginn der Tet-Offensive des Vietcong

**01.02.68** Oswald Kolles Film „Das Wunder der Liebe“ hat nach langem Kampf mit der FSK Premiere (man besteht u. a. auf den Untertitel „Sexualität in der Ehe“). Mit drei Millionen Zuschauer/innen wird er einer der erfolgreichsten deutschen Filme des Jahres 1968 und erhält die Auszeichnung „Goldene Leinwand“.

**07.02.68** Die BILD-Zeitung fordert per Schlagzeile „Stoppt den Terror der Jung-Roten jetzt!“ Die Berliner Zeitung (ebenfalls Springer-Verlag) schreibt, man dürfe „die Drecksarbeit nicht allein der Polizei überlassen“.

**10.02.68** In Marburg scheidet die konstituierende Sitzung des satzungsgebenden Senats. Die Ordinarien haben den Einzug der Vertreter/innen der Studierenden durch Dauerreden und Nonsens-Anträge immer wieder verzögert; schließlich dringen die

Studierenden (offiziell uneingeladen) in den Saal ein und besetzen ihre Plätze. Daraufhin löst Rektor Madelung die Versammlung auf. **VON MITTE FEBRUAR BIS MITTE APRIL '68** halten sich die Beatles (u. a. mit Mia Farrow) in Indien bei Maharishi Mahesh Yogi auf und weisen damit der Hippie-Bewegung einen Weg in die neue Innerlichkeit.

**15.02.68** Bei der ersten Marburger Demonstration gegen den Vietnamkrieg ziehen lediglich 167 Teilnehmende zum Amerikahaus in der Ketzerbach. Einen Versuch, die „Internationale“ anzustimmen, beantworten die Anwohner/innen durch das Lied: „Der Ketzerbach ein Hujaja ...“

**17./18.02.68** Internationaler Vietnam-Kongress in Berlin unter einer überdimensionalen Vietcong-Flagge und dem Spruch: Die Pflicht des Revolutionärs ist es, die Revolution zu machen!

**16.03.68** Massaker von My Lai (Vietnam)

**02.04.68** Gudrun Ensslin und Andreas Baader zünden einen Brandsatz in einem Frankfurter Kaufhaus.

**04.04.68** Martin Luther King wird erschossen.

**05.04.68** Der Kreisbauernverband Marburg-Kirchhain ruft zu einer Demonstration gegen die Agrarpolitik auf, zu der in Marburg 2000 Teilnehmer erwartet werden.

**11.04.68** Rudi Dutschke wird bei einem Attentat schwer verletzt. Es kommt daraufhin in mehreren Städten (Frankfurt, München) zu gewalttätigen Ausschreitungen der Studierenden vor allem gegen den Springer-Verlag (Osterunruhen).

**12.04.68** Vor dem Marburger Hörsaalgebäude findet eine Kundgebung zum Dutschke-Attentat statt, bei der u. a. Wolfgang Abendroth spricht. Er ruft dabei die Studierenden zu gewaltfreien

Aktionen gegen die Springer-Presse auf, was die spätere „Schreib-  
tischmörder-Debatte“ auslöst.

**VOM 17.-19.04.68** Teach-Ins der Studierenden zu den Os-  
terunruhen am Marktbrunnen.

**17.04.68** Der „Brief der 23“ wird zum sog. „Marburger Mani-  
fest“ ausgebaut.

**19.04.68** Der Fußgängertunnel zur Philosophischen Fakultät  
wird in Betrieb genommen.

**29.04.68** Broadwaypremiere des Musicals „Hair“ (Off Broad-  
way am 17.10.67 uraufgeführt) Es wird bis 1972 ununterbrochen  
in rund 1.800 Vorstellungen laufen.

**01.05.68** Beim ‚Maieinsingen‘ der Burschenschaften auf dem  
Marktplatz wird einer Gegendemonstrantin („Eure Zeiten sind  
vorbei, uns gehört der erste Mai!“) das Nasenbein gebrochen.

**11.05.68** Gewalttätige Barrikadenkämpfe der Pariser Studie-  
renden gegen die Polizei bzw. umgekehrt. Zwei Tage später so-  
lidarisieren sich die französischen Gewerkschaften mit den Stu-  
dierenden und rufen den Generalstreik aus, an dem sich bis zu  
10 Millionen Franzosen und Französinen beteiligen (selbst die  
Tänzerinnen der Folies Bergères treten in den Streik!).

**DIE ZWEITE MAIHÄLFTE '68** ist in Marburg durch hefti-  
ge Studentenproteste gegen die Notstandsgesetze geprägt. Am 13.5.  
legen sich 300 Studierende auf dem Marktplatz auf die Straße und  
behindern erfolgreich den Verkehr. Am 14.5. kommt es im Hörsaal-  
gebäude zu einer tumultartigen ‚Aussprache‘ mit Oberbürgermeis-  
ter Gassmann, der das Gebäude nur unter Polizeischutz verlassen  
kann. Am 15.5. wird ein Vorlesungsstreik im Hörsaalgebäude nur  
zum Teil befolgt. Vom 19. bis 21.5. findet ein Hungerstreik Marburger

Studierender gegen die Notstandsgesetze statt, an dem rund hundert Personen teilnehmen. In der Nacht zum 28.5. wird das Hörsaalgebäude besetzt, Parolen werden auf Scheiben und Wände gemalt. Am nächsten Morgen muss der Verwaltungsdirektor der Uni eine Scheibe einschlagen, um ins Gebäude zu kommen, den Reinigungskräften Zutritt zu verschaffen und eine rote Fahne vom Dach zu holen. Am gleichen Tag veranstalten rund 480 Studierende einen Schweigemarsch gegen die Notstandsgesetze. Als Gegenaktion besetzen die Korporierten kurzfristig die Räume des AstA. Am 29.5. schließen sich 150 Marburger Schüler/innen dem Protest der Studierenden an und ziehen von der Steinmühle über Elisabethschule, Philippinum und Waldorfschule bis zur Martin-Luther-Schule.

**30.05.68** In Bonn werden die Notstandsgesetze verabschiedet.

**06.06.68** Der aussichtsreichste Präsidentschaftskandidat der US-Demokraten, Bobby Kennedy, wird nach einer Wahlkampfveranstaltung erschossen.

**19.06.68** Den hessischen Studententag und das zwei Tage später stattfindende 441. Uni-Jubiläum nutzen die Studierenden, um die Ordinarien mit Klamauk-Aktionen zu verspotten.

**29.06.68** 150 Studierende sprengen die Versammlung des „Großen Senats“ der Marburger Uni, der einen neuen Rektor wählen will. Sie fordern eine Beteiligung der Studierenden an der Rektorenwahl, wie sie das Hessische Hochschulgesetz eigentlich vorsieht.

**01.07.68** Der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer, bekannt geworden durch die Frankfurter Auschwitz-Prozesse, wird tot in seiner Wohnung aufgefunden.

**03.07.68** Eine weitere Sitzung des satzungsgebenden Senats der Marburger Uni ‚platzt‘, weil sich die anwesenden Professoren

nicht in die Anwesenheitsliste eintragen. Einige Professoren mahnen ihre konservativen Kollegen, den Widerstand gegen das Hessische Hochschulgesetz aufzugeben und konstruktiv zu arbeiten.

**08.07.68** Professor Dietrich Pirson wird zum neuen Uni-Rektor gewählt, ohne dass zur Rektorenwahl eingeladen wurde. Währenddessen gibt sich das Marburger Institut für Erziehungswissenschaften freiwillig eine eigene Geschäftsordnung, die eine Parität der akademischen Parteien festschreibt. Diese Art der Demokratisierung der Hochschule ‚an der Uni-Leitung vorbei‘ wird wegweisend für die Philipps-Universität.

**20.07.68** Im Club Voltaire am Wilhelmsplatz werden 40.000 Flugblätter über Empfängnisverhütung gedruckt. Als einige davon in einem Darmstädter Mädchengymnasium auftauchen, werden die Verantwortlichen wg. Verbreitung unzüchtiger Schriften angezeigt.

Ab **21.08.68** Der Einmarsch russischer Truppen beendet den Prager Frühling.

**22.08.68** Der Marburger AStA organisiert eine Demonstration gegen den Einmarsch der Russen in Prag, an der allerdings (wg. Semesterferien?) nur 100 Studierende teilnehmen.

**10.10.68** Mitglieder der ASO ‚sprengen‘ in den Marburger Stadtsälen eine SPD-Veranstaltung zu den bevorstehenden Wahlen zum Stadtparlament.

**16.10.68** Protestdemo der schwarzen US-Olympiasieger Tommie Smith und John Carlos

**31.10.68** Andreas Baader und Gudrun Ensslin werden wegen Brandstiftung verurteilt.

**06.11.68** Während des CDU-Parteitagess ohrfeigt die Polit-Aktivistin Beate Klarsfeld den Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger

wegen dessen NS-Vergangenheit und erhält dafür von einem Schnellgericht eine Gefängnisstrafe von einem Jahr.

**12.11.68** Die Wahlen zum Marburger Studentenparlament müssen wiederholt werden, weil eine SDS-nahe Gruppierung als angeblich ‚rechte‘ Partei angetreten ist und somit die Wähler/innen ‚irre geführt‘ hat.

**26.11.68** Gründung der DKP in Frankfurt

**19.12.68** 300 Studierende schlagen die winterliche „Schlacht auf den Lahnbergen“, um eine dortige Sitzung des Kleinen Senats über Studienbeschränkungen entweder öffentlich zu machen oder zu verhindern. Die Polizei setzt Hunde und Feuerwehrschräuche ein, die Studierenden Schneebälle und Adventslieder. Scheiben für 30.000 DM gehen zu Bruch. Die akademischen Mitarbeiter/innen verurteilen diese Gewaltaktion der Studierenden, Rektor Dietrich Pirson nennt sie Auswüchse einer plebiszitären Demokratie, der „Herrschaft einer von einer Funktionärsclique falsch informierten und aufgeputzten Menge“. Der AStA bezeichnet dagegen die ‚Heimlichkeit‘ solcher Gremiensitzungen und ihrer weitreichenden, die Studierenden betreffenden Beschlüsse als die eigentliche Gewalt.

**20.12.68** Der Marburger Gotteslästerungsprozess beginnt. Das Gericht verweigert zahlreichen singenden Studierenden („Macht hoch die Tür“) den Einlass, geht aber davon aus, dass Teile des § 166 StGB verfassungswidrig seien und beendet die Sitzung nach einer halben Stunde.

**WEIHNACHTEN '68** Die Crew von Apollo 8 umkreist erstmals den Mond und liest dabei in einer Live-Übertragung aus dem All aus der Genesis. (C. B.)

## AUTOR UND AUTORIN

**CHRISTOPH BECKER** alias Daniel Twardowski (Jg. 1962), Mitarbeiter des Fachdienstes Kultur der Universitätsstadt Marburg, Schriftsteller und Fotograf, promovierte bei der Professorengeneration, die durch die Hochschulreform ihr Amt erhielt. Er ist als Verfasser des Theaterstücks „Der zweyweibige Landgraf“ (2001) und der Stadtgeschichte „Die von Marburg und die Welt Martin Luthers“ (2016) hervorgetreten. Dazwischen erfolgten Veröffentlichungen (vier Romane, diverse Geschichten, ein Aktfotoband), die allesamt im „Südviertel“ entstanden sind.

**KATHRIN BONACKER** gelernte Buchhändlerin und promovierte Kulturwissenschaftlerin, war 1968 erst zwei Jahre alt und ist allen sehr dankbar, die damals für ihre Zukunft in Sachen Aufklärung, Bildung und Emanzipation gestritten haben. Bonacker hat u. a. 2014 die Ausstellung „1974“ zum 40-jährigen Bestehen des Landkreises Marburg-Biedenkopf und 2018 für den Fachdienst Kultur die Zeitsprung-Schaufenster 1968–2018 konzipiert und liebt Marburg von ganzem Herzen.



Das ereignisreiche Jahr 1968 hatte sehr unterschiedliche Aspekte, die es bis heute auszeichnen. In 68 Stichworten von „Abendroth“ über „Minirock“ bis „Zweiter Juni“ werden hier einige davon speziell aus Marburger Sicht geschildert – mal anekdotisch, mal kurz und knackig.

Für die, die es erlebt haben, und alle, die wissen möchten, wie es war!



[www.facebook.com/marburg.stadt](http://www.facebook.com/marburg.stadt)



#klassekampf68

Marburger Stadtschriften  
zur Geschichte und Kultur,  
Band 110

ISBN 978-3-942487-12-2

